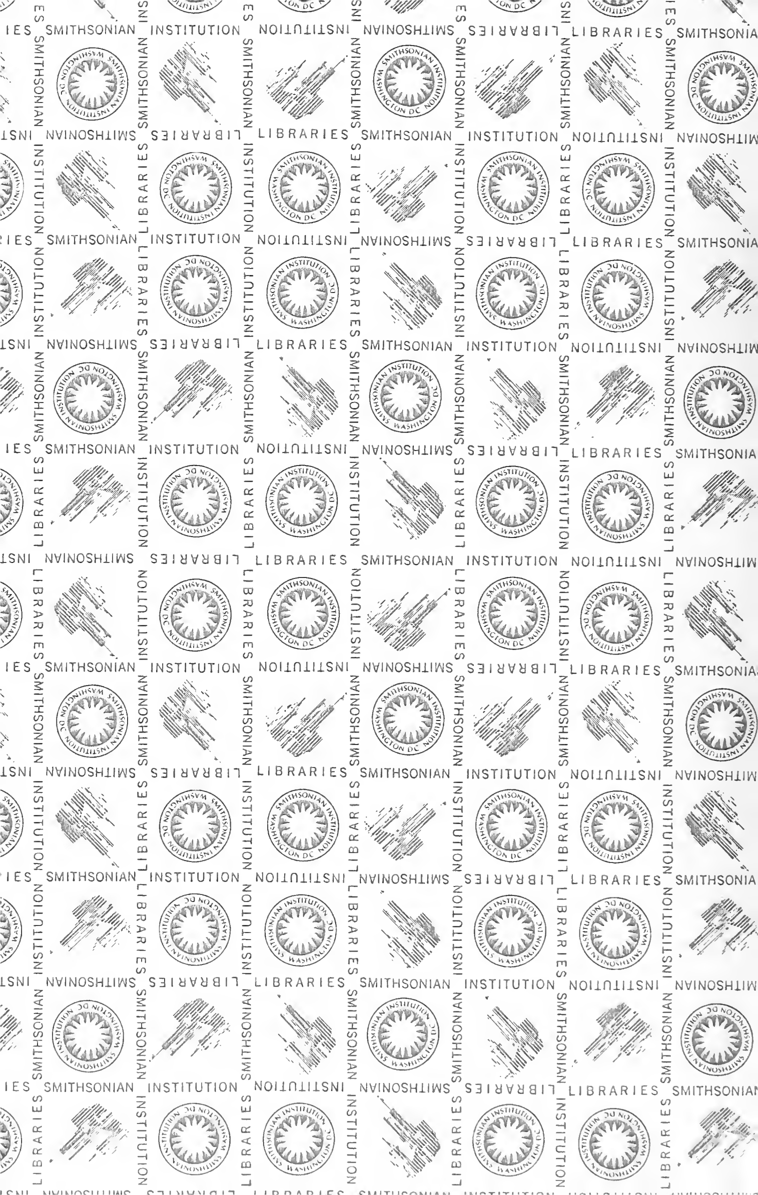
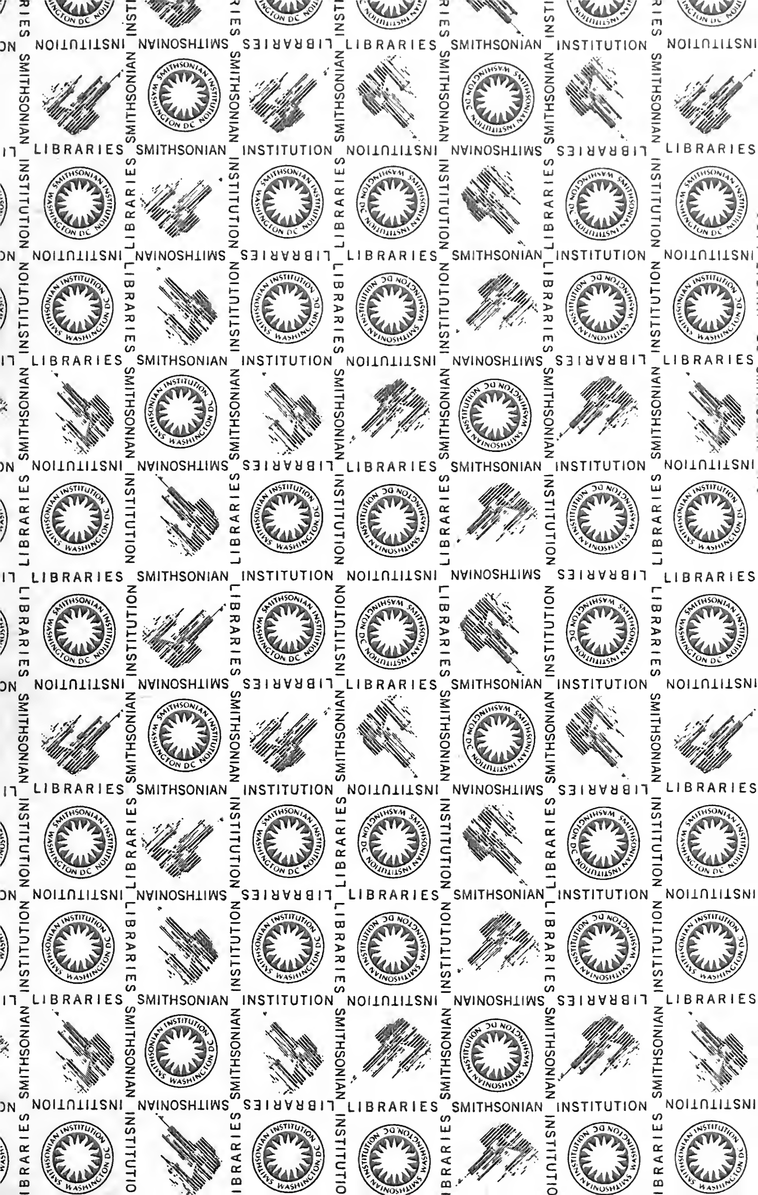

SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES


SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES









Abhandlungen
des
Hamburgischen Kolonialinstituts
Band XXI
(Reihe C. Geographie, Geologie, Mineralogie und Paläontologie, Band 1)

# Im Hochland von Mittel-Kamerun

von

Franz Thorbecke

1. Teil




HAMBURG
L. FRIEDERICHSEN & CO.
(Dr. L. & R. FRIEDERICHSEN)
1914

# Abhandlungen

des

# Hamburgischen Kolonialinstituts

Band XXI

---

Reihe C. Geographie, Geologie, Mineralogie und Paläontologie

Band 1

## Franz Thorbecke

# Im Hochland von Mittel-Kamerun

1. Teil

HAMBURG
L. FRIEDERICHSEN & CO.
(Dr. L. & R. FRIEDERICHSEN)
1914

# Im Hochland von Mittel-Kamerun

1. Teil

Die Reise: Eindrücke und Beobachtungen

Unter Mitarbeit von

Marie Pauline Thorbecke und Leo Waibel

von

Franz Thorbecke

Mit 75 Abbildungen auf 50 Tafeln, 1 Farbentafel und 1 Kartenskizze



HAMBURG
L. FRIEDERICHSEN & CO.
(Dr. L. & R. FRIEDERICHSEN)
1914

# Abhandlungen

des

# Hamburgischen Kolonialinstituts

Band XXI

---

Reihe C. Geographie, Geologie, Mineralogie und Paläontologie

Band 1

Franz Thorbecke

# Im Hochland von Mittel-Kamerun

1. Teil

HAMBURG
L. FRIEDERICHSEN & CO.
(Dr. L. & R. FRIEDERICHSEN)
1914

# Im Hochland von Mittel-Kamerun

1. Teil

Die Reise: Eindrücke und Beobachtungen

Unter Mitarbeit von

Marie Pauline Thorbecke und Leo Waibel

von

Franz Thorbecke

Mit 75 Abbildungen auf 50 Tafeln, 1 Farbentafel und 1 Kartenskizze



HAMBURG
L. FRIEDERICHSEN & CO.
(Dr. L. & R. FRIEDERICHSEN)
1914

Die „Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts“ werden vom Professorenrat des Instituts herausgegeben und erscheinen in folgenden Reihen:

A. Rechts- und Staatswissenschaften (auch politische Geschichte umfassend),
B. Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen,
C. Geographie, Geologie, Mineralogie und Paläontologie,
D. Zoologie und Botanik,
E. Angewandte Naturwissenschaften, Landwirtschaft und Technologie,
F. Medizin und Veterinärmedizin.

Sämtliche Zuschriften und Sendungen, die den Druck und die Herausgabe der Abhandlungen betreffen, insbesondere sämtliche druckfertigen Manuskripte und reproduktionsfähigen Vorlagen bittet man zu adressieren:

**An die Redaktion der Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts**

**Hamburg 36**
Vorlesungsgebäude.

Druck von J. J. Augustin in Glückstadt und Hamburg.



DER INSELBERG NJUA
IN DER FLACHWELLIGEN SAVANNE NORDTIKARS

Aquarell von Marie Pauline Thorbecke. Hamburg: L. Friederichsen & Co.

Dem Präsidenten
der Deutschen Kolonialgesellschaft

Sr. Hoheit dem Herzog
Johann Albrecht zu Mecklenburg

in Ehrerbietung und Dankbarkeit gewidmet

# Vorwort

Wem es je vergönnt war, als Forschungsreisender frei und ungebunden über die Savannen Afrikas zu ziehen, wer sich ganz selbständiger, selbstgewählter Tätigkeit hingeben durfte, dem verblassen in der Erinnerung all die Strapazen und kleinen Mühsale, die eine Forschungsreise mit sich bringt. Selbst die wirklichen Gefahren, von denen auch wir zu erzählen haben uud die in Afrika noch nicht ganz in das Reich der Sage gehören, treten zurück. Nur das Schöne, das Erhabene bleibt.

Seit ich 1908 von einer Reise in Kamerun zurückgekehrt war, hat mich immer wieder die Sehnsucht gefaßt nach den weiten, windgepeitschten Savannen des Hochlands von Kamerun. Viele Pläne tauchten auf und wurden verworfen, bis ich endlich 1911 froh und stolz zugleich sagen konnte: es geht wieder nach Afrika.

Doch war es schwierig, die finanzielle Basis, ohne die auch Enthusiasmus und Idealismus nichts erreichen, so zu sichern, daß auf ihr das Gebäude einer wissenschaftlichen Forschungsreise aufgebaut werden konnte.

Dank der Empfehlung von Geheimrat Hans Meyer in Leipzig und der warmen Fürsprache von Professor Alfred Hettner in Heidelberg, die beide auch diese Arbeit durch freundlichen Rat gefördert haben, bewilligte die Deutsche Kolonial-Gesellschaft 1911 auf ihrer Tagung in Stuttgart 20000 Mark; so durfte meine Expedition aus dem engen Rahmen eines Privat-Unternehmens heraustreten und in der Allgemeinheit größeres Interesse erwecken. Der Deutschen Kolonial-Gesellschaft und ihrem Präsidenten Sr. Hoheit dem Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg danke ich auch an dieser Stelle für das mir geschenkte Vertrauen; auch gilt mein Dank den Abteilungen Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe, die die Beihilfe beantragten, und den Abteilungen Tübingen und Bremen für ihr Eintreten für uns und unsre Sache.

Außer eigenen Mitteln und einer Stiftung aus der engsten Familie standen mir von der Stadt Mannheim 10000 Mark zur Verfügung; dafür erhielt sie die umfangreichen ethnologischen Sammlungen, die ein Bild der materiellen Kultur der von uns bereisten Landschaften geben und neben vielen Dingen des täglichen Lebens auch manch kostbares Schaustück enthalten.

Weiter haben das Reichs-Kolonialamt und eine Reihe wissenschaftlicher Institute in Berlin und Heidelberg, vor allem die Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Geldbeträge oder wissenschaftliche Ausrüstung beigesteuert und dafür Sammlungen und Aufnahmen erhalten.

Die Mittel der Expedition betrugen insgesamt 41 600 Mark. Davon wurden von vornherein 5000 Mark als Verarbeitungsfonds abgezweigt; für Ausrüstung, Reisekosten, Ankauf und Transport aller Sammlungen wurden rund 33 500 Mark aufgewendet.

Die Expedition zog hinaus unter dem Namen: Forschungsreise der Deutschen Kolonial-Gesellschaft nach Kamerun. Über ihren Verlauf und über unsre Arbeiten haben wir in der Deutschen Kolonial-Zeitung berichtet, in einer Reihe von Aufsätzen, die fast alle durch Zeichnungen oder Photographien illustriert waren. Von diesen sind einige hier wieder veröffentlicht, ich habe sie im Verzeichnis der Tafeln mit [1] versehen; die mit [2] bezeichnete Abbildung war auch dem bei E. S. Mittler & Sohn erschienenen Tagebuch meiner Frau „Auf der Savanne" beigegeben; die mit [3] bezeichneten einem Abdruck aus diesem Buch in der Wochenschrift Kolonie und Heimat, die mit [4] versehene einem Aufsatz von Leo Waibel „Der Mensch im Wald und Grasland von Kamerun" in der Geographischen Zeitschrift 1914.

Die Expedition stand unter meiner Leitung, meine Frau Marie Pauline Thorbecke geb. Berthold und Dr. Leo Waibel aus Heidelberg begleiteten mich. Beide Reisegefährten haben sich an allen Arbeiten beteiligt, Dr. Waibel vor allen Dingen als Beobachter und Sammler der Pflanzen- und Tierwelt. Kurze Zeit nur konnte er eine Teil-Expedition selbständig führen, Krankheit zwang ihn, früher, als uns allen lieb war, zur Heimkehr. Ich danke ihm für seine tätige Mitarbeit. Ganz besondern Dank schulde ich meiner tapferen Reisegefährtin, die über ein halbes Jahr mit mir allein alle Entbehrungen, alle Strapazen treu geteilt hat, der auch schwere Verwundung und Lebensgefahr Mut und Freude nicht hat rauben können. Zeichnungen, Aquarelle und Ölgemälde zeugen von ihrer Arbeit als Malerin der Expedition, ebenso viele Photographien, die sie mit künstlerischer Auffassung aufgenommen hat.

Wenn wir unsre Arbeit durchführen konnten, müssen wir hier auch derer gedenken, die uns drüben unterstützt haben. Unser Dank gebührt in erster Reihe dem kaiserlichen Gouvernement, mit dem wir in engster Fühlung standen, seitdem Gouverneur Ebermaier sein Amt angetreten hatte; weiter der Woermann-Linie und der kolonialen Eisenbahn-Bau- und Betriebs-Gesellschaft Lenz & Co. und ihren Beamten. Alle die Offiziere und Beamten, Pflanzer, Kaufleute und Missionare, die uns mit Rat und Tat zur Seite standen, einzeln zu nennen, würde zu weit führen. Einen Mann aber muß ich voll Dankbarkeit erwähnen, unsern Freund Max Müller, den stellvertretenden Stationsleiter von Joko im Jahre 1912; ohne seine stets bereite, nie versagende Hilfe wären wir nie so weit gekommen.

Unsre Aufgabe [1] war die geographische Erforschung des Hochlands von Mittel-Kamerun östlich des Mbam. Die folgenden Blätter sollen den Verlauf der Reise schildern und unsre Eindrücke und Beobachtungen mitteilen. Eine systematische Landeskunde wollen sie nicht geben. Eine Landeskunde setzt die

[1] Vergl. Thorbecke. Forschungsreise der Deutschen Kolonial-Gesellschaft nach Kamerun. Deutsche Kol.-Ztg. 1911. S. 770.

Verarbeitung des gesamten Beobachtungs- und Sammlungsmaterials voraus, ihre Grundlage muß vor allem die erst neu zu schaffende Karte sein. Bis zu ihrer Fertigstellung wird noch einige Zeit vergehen. Ohne kartographische Grundlage aber ist eine Darstellung der Oberflächenformen des Landes unmöglich, sie bleibt, wie die anderen Teilgebiete der Länderkunde — Klimatologie, Pflanzen- und Tiergeographie, Geographie des Menschen — dem zweiten Teil vorbehalten; er wird erscheinen unter dem Titel: Das Ost-Mbamland, eine Landeskunde. Ein dritter Teil soll ethnologische Untersuchungen bringen, besonders über die Tikar und Wute. Hier wollen wir nur ein Bild der durchwanderten Gebiete geben. Die Landschaft, das Leben ihrer Bewohner, die wirtschaftlichen Verhältnisse sollen geschildert werden.

Die Ergebnisse unsrer Reise werden in den Abhandlungen des Hamburgischen Kolonial-Instituts veröffentlicht auf Befürwortung der Professoren Georg Gürich und Siegfried Passarge, dem ich für gute Ratschläge besonders danke. Der Professorenrat des Hamburgischen Kolonial-Instituts, der Redaktor der Abhandlungen Professor Meinhof und die Verleger sind meinen Wünschen liebenswürdigst entgegen gekommen und haben diesen ersten Teil reich mit Tafeln ausgestattet.

Die farbige Tafel habe ich auf eigne Kosten beigegeben.

Heidelberg, im Juni 1914 Dr. Franz Thorbecke.

# Inhalt

# Tafeln

# Duala und die Nord-Bahn

Von den größeren europäischen Niederlassungen, die der Woermann-Dampfer bei seiner Fahrt an der Westküste Afrikas berührt, nehmen sich die beiden deutschen, Lome und Duala, von dem auf der Reede liegenden Dampfer wohl am freundlichsten aus. Sie machen den Eindruck von Gartenstädten im wahren Sinne des Wortes. Die hellen Häuser mit grauen oder roten Dächern liegen verstreut zwischen Palmen, Rasenflächen, hübschen Gruppen von Laubbäumen oder Kasuarinenhainen. In Lome haben erst die deutschen Ansiedler dies anziehende Bild geschaffen, in Duala sind es Reste des dichten Urwalds, die man hat stehen lassen. Hoffentlich bleibt diese offene Bauweise gewahrt; bei der großen Ausdehnung des Weichbildes der Stadt ist Platz genug vorhanden. In der Europäerstadt schwinden die Eingeborenenhütten immer mehr und werden mit dem Ausbau von Wasserleitung und Kanalisation bis Ende 1914 hoffentlich ganz verschwunden sein, vorausgesetzt, daß die Enteignung stramm durchgeführt wird ohne übertriebene Rücksicht auf die faulen Duala. Mit den zum Stadtbezirk gehörenden, sehr weitläufig gebauten Eingeborenendörfern der nächsten Umgebung beträgt das Areal dieser größten deutschen Niederlassung im tropischen Westafrika über 30 qkm; auf die Uferlänge entfallen allein 7 km, die noch weiten Raum der künftigen Verkehrsentwicklung bieten; allerdings muß der Ausbau des Hafens energischer gefördert werden, als es bisher geschehen. Noch immer bildet die „Barre“ ein Hindernis für größere Schiffe; Anfang 1913 war ihre Wegräumung beschlossen, aber noch nicht begonnen.

Landschaftlich am schönsten ist in Duala der Garten des früheren Gouverneurpalastes, in dem heute der Bezirksamtmann wohnt. Dieser öffentliche Garten ist ein wahres Wunder von Schönheit und Pflanzenpracht. Auf weiten, wohlgepflegten Rasenflächen erheben sich die sanft geschwungenen Stämme der Kokospalmen, steil aufragende, schlanke Ölpalmen und eine riesige Borassuspalme, ein besonderes Prachtexemplar mit breiten Blattfächern; dazwischen die dichten, dunklen Laubkronen der Mangobäume, helle Bambusgebüsche und eine Menge blühender Bäume und Sträucher, unter denen die großen Tulpenbäume mit ihren brennend roten Blüten besonders auffallen. Hier in diesem Garten stehen auch die Denkmäler für Gustav Nachtigal, den Hauptmann von Gravenreuth, den langjährigen Bezirksamtmann v. Brauchitsch und die im Kampfe mit den Duala gefallenen Matrosen der deutschen Marine. Bei klarem Wetter hat man hier, von dem steilen Ufer der Joß-Platte aus, den schönsten Blick auf den gewaltigen Kamerun-Berg, dessen flache Kegelform seinen vulkanischen Charakter gut erkennen läßt.

Endlich scheint bei unseren Kolonisten die Einsicht zu reifen, daß auch in den Tropen regelmäßige körperliche Bewegung notwendig ist, wenn Duala auch noch weit hinter dem Sportleben der Engländer in Lagos oder Accra zurücksteht. Heute wird viel geritten, es finden sogar Pferderennen statt auf der großen Rennbahn, zu der eine herrliche Kokospalmen-Allee hinausführt.

Hinter dem großen Wohnhaus von Woermann erheben sich die Verwaltungs- und Wohngebäude der Mittelland-Bahn, unmittelbar am Rand einer breiten, tief in die Joß-Platte eingerissenen Schlucht, die mit ihrem Sumpf bis vor kurzem für die Europäer-Niederlassung eine ständige Fiebergefahr bildete. Jetzt ist dieser Sumpf durch eine vorzügliche Leistung der Baufirma vollkommen trocken gelegt und aufgefüllt; auf dem weiten, ebenen Platz führen die Gleisanlagen bis zum Ufer, an dem ein neuer großer Kai gebaut wird, wo dann, wenn erst die Barre im Kamerun-Fluß fortgeräumt sein wird, große Seedampfer ihre Ladung unmittelbar in die Güterwagen löschen und umgekehrt Fracht aufnehmen können. Im Jahre 1913 ist auf der Mittelland-Bahn der Betrieb bis über Edea hinaus aufgenommen worden, nach Vollendung der gewaltigen Sanaga-Brücke, und hat auf dieser ersten Strecke einen ähnlich erstaunlichen wirtschaftlichen Aufschwung gebracht wie an der Nord-Bahn.

Der Bahnbau hat in den letzten Jahren Duala einen riesigen Aufschwung gebracht. Gegen 1908, wo ich die Stadt zuerst sah, war sie kaum wiederzuerkennen. Steigen wir von einer der am Fuße der Joßplatte liegenden Landungsbrücken hinauf, fallen vor allem die vielen massiven Steinhäuser ins Auge, deren Bauart einen wesentlichen Fortschritt gegenüber der früheren reinen Holzarchitektur bedeutet. Die Zahl der weißen Bewohner hat sich gegen 1908 etwa verdoppelt und mag jetzt an 500 betragen. Heute kann man in Duala schon mit einem für afrikanische Verhältnisse recht erheblichen Luxus leben; die vielen großen Geschäftshäuser sorgen für allerlei Annehmlichkeiten. Die Bahnverbindung mit dem Manenguba-Hochland sichert eine regelmäßige Versorgung mit frischem Fleisch; es gibt eine Apotheke, Eismaschinen, eine Restauration und ein Hotel. Hier wird man sehr gut verpflegt, aber die Zimmer und besonders die Nebenräume lassen sehr zu wünschen. Ein großes modernes Hotelprojekt kam leider nicht zur Ausführung, ein neues soll wieder geplant sein; es ist 1913 noch ebenso ein dringendes Bedürfnis gewesen wie 1911 oder 1908.

Am 14. November 1911 waren wir an Bord der „Alexandra Woermann“ in Duala angekommen, nach schöner Überfahrt, die uns einigermaßen Erholung gewährte nach der Aufregung und Anstrengung, wie sie die Vorbereitungen zu einer Forschungsreise mit sich bringen.

Schon nach vier Tagen konnten wir die heiße, schwüle Küste verlassen, nach Besuchen und Einkäufen, nach dem Anwerben des notwendigsten schwarzen Personals. Leider wurde das vom damaligen stellvertretenden Gouverneur erbetene Begleitkommando von zwei Polizeisoldaten rundweg abgeschlagen; nach meinen früheren Erfahrungen sah ich eine unendliche Kette von Schwierigkeiten in der Ferne auftauchen, die keinem erspart bleiben, der ohne die rote Mütze des Soldaten im Lande wandert. An Gefahren, die uns etwa drohen könnten, dachte damals niemand. Der Kommandeur der Schutztruppe stellte mir später für die

Märsche in Militärbezirken zwei Schutztruppen-Soldaten zur Verfügung, zog aber einen Befehl, der dazu an alle Militärstationen meines Reisegebiets ergangen war, zurück auf Veranlassung des Gouvernements, das eine wiederholte Eingabe abermals aus prinzipiellen Gründen abschlägig beschieden hatte. Wenig erfreulich schien auch die Aussicht, während der Regenzeit oder sonst bei längerem Aufenthalt nicht in den Stationen wohnen zu können; es war der ganz besondere Wunsch des Gouvernements, wir sollten unser Quartier außerhalb der Stationen nehmen, um ihren Betrieb nicht zu stören.

Doch sollten uns alle Stationen im Innern durch die Gestellung von Trägern unterstützen; das ist auch in der liebenswürdigsten Weise geschehen. Aber wir fanden auch darin sehr bald einen Haken. Wo eine Station für uns Träger amtlich angeworben hatte, präsentierte sie uns hinterher die Kostenaufrechnung der ziemlich hohen „Gebühren für amtliche Träger-Gestellung", die gerade auf 1. Oktober 1911 eingeführt waren. Diese Gebühren betragen bei Anwerbung eines Arbeiters für 10 Tage 1 Mark, für 10 Tage bis 1 Monat 3 Mark, für mehr als einen Monat sogar die ungeheuerliche Summe von 10 Mark! Einfach aus finanziellen Gründen sind wir sehr bald dazu übergegangen, unsere Träger, deren wir manchmal bis zu 180 Mann bedurften, auf eigene Faust anzuwerben. Später hat uns der jetzige Gouverneur auf wiederholte Eingabe von dieser Steuer befreit und auch die Rückzahlung bereits geleisteter Beträge angeordnet, wofür ich ihm direkten Bericht über wirtschaftliche und Verkehrs-Fragen meines Reisegebiets erstattete. Für den letzten Teil der Reise wurde uns auch von ihm der erbetene Begleit-Soldat kostenlos gestellt, allerdings erst nachdem einmal durch das Fehlen eines Soldaten das Leben eines der Expeditionsmitglieder schwer gefährdet worden war.

Noch eine andere, in den Verhältnissen durchaus begründete Eröffnung wurde uns gemacht: das Bafia-Land war im November 1911 noch gesperrt, also auch für uns unzugänglich. So mußten von vornherein die geplanten Arbeiten zwischen dem Manenguba-Hochland und dem unteren Mbam aufgegeben werden. Ich beschloß sofort, die Route umzukehren und von Bana über Bangante und Bamum zuerst den nördlichen Teil unseres Arbeitsgebiets, das Tikar-Land, in Angriff zu nehmen. Auf die Arbeiten hier legte das Gouvernement besonderen Wert. Nord- und West-Tikar, die Inselberg-Landschaften am Njua und Jessom und das Bergland der Ndomme, sollten also jetzt zuerst durchforscht werden.

Beim Ausladen unseres Gepäcks und beim Hinüberbringen vom Dampfer zur Bahn auf das andere Ufer des Kamerun-Flusses nach Bonaberi half uns die Woermann-Linie mit Leichter und Schlepper. Schon in Hamburg und an Bord hatte sie ihr Interesse an unserer Forschungsreise durch großzügige Erleichterungen gezeigt, was ich dankbar anerkenne. Derselbe Dank gebührt der Kameruner Eisenbahn.

Gegenüber von Duala beginnt am anderen Ufer des Kamerun-Flusses, in Bonaberi, die Nord-Bahn, die seit April 1911 in vollem Betrieb ist. Weite Güterhallen, Rangiergleise, ein Bahnhofsgebäude für den Personenverkehr, Wohnhäuser der Beamten, daneben ein eigenes Dampfsägewerk der Bahn, das nur

Kamerunholz verarbeitet, sind aus der ehemaligen Mangrovenwildnis emporgewachsen.

Täglich geht ein Zug ins Innere, täglich trifft einer an der Küste ein, doch wurde 1911 nur jeden zweiten Tag die ganze Strecke bis Nkongsamba befahren. Der Lokalzug ging nur bis Njombe, etwa 90 km landeinwärts. Heute, 1914, wird die ganze Strecke täglich in beiden Richtungen befahren, weil der Güterverkehr sonst nicht bewältigt werden kann. Die Bahn führt drei Wagenklassen: die erste nur für Europäer, die zweite für jedermann, die dritte nur für Farbige. Diese vernünftige Scheidung wird streng eingehalten und hat sich sehr bewährt. Die Lokomotive wird von einem Europäer geführt, das ganze übrige Zugpersonal ist schwarz; der höfliche Zugführer, ein Togomann, fordert auf jeder Station am Ende der noch nicht zu vermeidenden längeren Aufenthalte mit „Bitte einsteigen" zum Weiterfahren auf. Auch die Postbeamten und die Stationsvorsteher der kleineren Stationen sind Neger, meist Togoleute, seltener Duala; es werden nur solche angestellt, die deutsch sprechen und schreiben.

Die Bahn durchfährt zuerst den Mangroven-Gürtel der Küste, der mit den oft stark versumpften Kreeks an die technische Bauleitung große Anforderungen gestellt hat; dann durchquert sie in mehrstündiger Fahrt den gewaltigen Tieflandurwald, dessen Riesenstämme häufig mit Dynamit gesprengt werden mußten; nur ganz allmählich steigt sie im Wald empor. Auf den Waldstationen entwickelt sich buntes Leben, der Zug wird von Haltepunkt zu Haltepunkt und auch schon auf längere Strecken von den Eingeborenen gern benutzt, mehrere Wagen dritter Klasse sind stets voll besetzt, und jedesmal wiederholt sich dasselbe Geschrei und Handeln um alle möglichen Landesprodukte, die meist von Weibern zum Verkauf an die schwarzen Reisenden an den Zug gebracht werden.

Am 20. November 1911 fuhren wir mit dem Zuge, der 8 Uhr früh von Bonaberi abgeht, hinein in den Kameruner Urwald. Am km 7 bei Makka hat das „Öl-Syndikat" inmitten ausgedehnter, natürlicher Ölpalm-Ländereien eine Ölfabrik eingerichtet, um die großen Verluste zu vermeiden, die die primitive Ölgewinnung der Eingeborenen stets im Gefolge hat. In Njombe, auf der Tabakpflanzung der „Tabak-Bau-Gesellschaft Kamerun", nahmen wir für zwei Tage unseren ersten Aufenthalt im Innern. Die Pflanzung steht unter der sachkundigen Leitung eines alterfahrenen Sumatra-Pflanzers. Mit jedem Kilometer Fahrt konnten wir die Wirkungen des Bahnbaues auf die wirtschaftliche Entwicklung des Urwald-Gürtels mehr und mehr erkennen. Wo früher kaum ein Negerpfad die Waldwildnis durchzog, wo tiefes, ewiges Schweigen in dieser fast undurchdringlichen Waldwüste herrschte, wo nach außen das strotzendste Leben, im Innern ein ewiges Modern und Sterben für alle Ewigkeit zu herrschen schien, wo wir 1908 kaum durch das Dickicht des Unterholzes und das Gewirr der Lianen hindurchkamen, wo der Bahnbau seine Trace nur durchführen konnte durch Sprengarbeiten, die nicht etwa Felsen, sondern die Riesen des Urwaldes wegschaffen sollten — da herrscht heute überall Leben, Verkehr; da schießen die wirtschaftlichen Unternehmungen, besonders neue Pflanzungen, wie Pilze aus dem Boden. Und wo wir 1911 noch zwischen grünen Waldesmauern hindurchfuhren, da breiteten sich bei unserer Rückfahrt 1913 weite, frei geschlagene, vom Urwald

gerodete Flächen fruchtbarsten Landes aus. Alles dank der Bahn! Am besten wird wohl dieser auch von den größten Optimisten nicht erwartete Aufschwung durch die beiden Tatsachen gekennzeichnet, daß auf der Tabakpflanzung in Njombe die Zahl der weißen Angestellten, der Pflanzungs-Assistenten und Kaufleute, von 2 auf 14 gestiegen ist, und daß sich neben der einen Tabakpflanzung eine ganze Reihe neuer Unternehmungen, die im Wettbewerb mit ihr Tabak edelster Sorte bauen wollen, im Laufe eines Jahres aufgetan haben. Es ist hier in Kamerun nicht anders gekommen wie in Ost-Afrika bei der Zentral- und Kilimandjaro-Bahn. Die Bahn schafft eben neue wirtschaftliche Werte. Was hätte sich hier in den 30 Jahren deutscher Kolonialarbeit, die jetzt in Kamerun bereits hinter uns liegen, alles schon erzielen lassen; wie viele Millionen, die heute noch ins Ausland gehen, hätten der deutschen Nationalwirtschaft zugute kommen können, wenn wir wie die Engländer in Uganda und Nigerien rasch und zielsicher an die Erschließung des Landes durch Eisenbahnen gleich nach der Besitzergreifung herangetreten wären. Freuen wir uns des Wandels und hoffen wir, daß das Tempo der Bahnbauten immer rascher wird, und daß uns nicht hier in West-Afrika die Engländer in Nigerien ebenso den Rang ablaufen, wie sie es im Osten mit der Uganda-Bahn getan haben.

Geradezu unerschöpflich scheinen die Vorräte des Kameruner Urwald-Tieflands an Ölpalmen zu sein. Es ist ganz ausgeschlossen, daß der Eingeborene in absehbarer Zukunft einmal diese natürlichen Schätze restlos wirtschaftlich wird verwerten können. Nur der europäische Großbetrieb mit Zuhilfenahme moderner Arbeits- und Verkehrsmittel wird hier auf die Dauer Erfolge erzielen, auch wenn einmal im Beginn der Erschließungsarbeiten Rückschläge eintreten werden. Dasselbe gilt für die Gewinnung und den Transport der zahlreich, aber leider nur einzeln im Urwald stehenden Nutz- und Edelhölzer; ohne schmalspurige Stichbahnen, ohne maschinellen Betrieb wird auch hier eine Ausbeutung, die den Wettbewerb mit anderen überseeischen Ländern mit Erfolg aufnehmen kann, ich denke da vor allem an Brasilien, kaum möglich sein. Und daß der Tabak eine Zukunft hat, das haben die ersten Kameruner Ernten bewiesen, das sagten uns deutlich 1911 und dann wieder 1913 die prachtvoll stehenden Felder in Njombe, auf denen aus echtem Sumatrasamen nur feinste Decktabake gezogen werden. Daß die Arbeiterfrage bei gutem Willen auf Seiten der Pflanzungen und der Regierung, bei gegenseitigem Hand in Hand Arbeiten nicht unlösbare Schwierigkeiten bieten muß, bewiesen mir schon 1908 die äußerst gesunden Verhältnisse auf der Pflanzung der „Kamerun-Kautschuk-Compagnie“ in Mukonje und 1913 die stattliche Schar Bamum-Arbeiter, die mit Weib und Kind auf der Tabakpflanzung Njombe nach Bamum-Weise angesiedelt sind und, mehrere hundert Köpfe stark, einen ausgezeichneten Stamm ständiger Arbeiter bilden. Allerdings müßte die hier gewährte Ausnahme eines mehrjährigen Dienstvertrages zur Regel werden, wenn dauernd gesunde Verhältnisse erzielt werden sollen.

Erst nach dem hundertsten Kilometer beginnt der Steilaufstieg auf das Manenguba-Hochland, das in mehreren, glänzend angelegten Serpentinen in langsamer Fahrt allmählich erklommen wird. Der Urwald lichtet sich, die

Baumriesen treten mehr und mehr zurück. Etwa von der Höhe von 700 m an fährt der Zug durch eine Parklandschaft, in der Ölpalmen, Bananen und andere Bäume einzeln oder in Gruppen im hohen Gras stehen [Tafel 1, Abb. 1 und 2]. Ab und an überquert die Bahn kleine, vom Wasser eingerissene Schluchten, die wieder dichterer Wald erfüllt. In 880 m Höhe wird der Endpunkt erreicht, in Nkongsamba, nicht, wie beabsichtigt, in dem noch einige km entfernten Bare; der steile Aufstieg hat zu weiterem Ausholen der Serpentinen gezwungen und die bewilligten 160 km schon hier erreichen lassen.

Aber die Bahn muß unbedingt weitergeführt werden, wenn sie nicht ein Torso bleiben soll. Sie hat eine riesige Steigerung des Trägerverkehrs hervorgerufen, von der sich nur der eine Vorstellung machen kann, der die Straße von Nkongsamba ins innere Hochland früher schon gezogen ist. Während der wenigen Tage, die wir zur Vorbereitung unseres Abmarsches in Nkongsamba zubrachten, beförderten annähernd 1000 Träger Bahngüter weiter ins Innere. Im Januar 1913 zählten wir an einem Tag über 1000 beladene Träger, die von der Bahnspitze kamen. Die Träger kommen von weither, oft ohne Last zur Bahn und sind im Vergleich zu ihrer Leistung für den Frachtverkehr sehr teuer. Tausende von Menschen werden dauernd in Bewegung gesetzt und so dem Ackerbau entzogen. Erst die Weiterführung der Bahn ins innere Hochland kann diese Kräfte für die Hebung der Landeskultur frei machen. Eine Weiterführung der Bahn über den Rand der inneren Grashochländer hinaus, die erst hinter dem Manenguba-Gebiet ansteigen, muß, allen ihr heute noch entgegenstehenden Terrainschwierigkeiten draußen und den leider wohl sicher zu erwartenden finanziellen in der Heimat zum Trotz, schon deshalb mit aller Energie erstrebt werden, um den Ölpalmenreichtum der Randlandschaften des Dschang-Bezirkes wirtschaftlich ebenso wirklich ausnutzen zu können, wie das heute schon in vielen küstennahen Gegenden Kameruns der Fall ist. Auch heute liegen hier am Hochlandrand noch ebenso wie 1908 ungeheure wirtschaftliche Werte fast ganz brach. Der teure Trägertransport einer Massenware, wie sie Palmöl und Palmkerne nun einmal sind, lohnt sich einfach nicht, schon nicht mehr auf eine Entfernung von mehr als einem Tag. Führt die Bahn erst einmal in der Richtung auf Bamum hinauf ins Hochland, wird sie — das lehren uns die Ergebnisse der ersten beiden Betriebsjahre — eine wirtschaftliche Entwicklung der von ihr durchquerten Graslandgebiete zur Folge haben, die die des Urwaldgürtels zum mindesten erreichen wird. Haben wir es doch auf der ganzen Strecke im Dschang- und Bamenda-Bezirk mit einer Bevölkerung zu tun, die den Waldlandneger in jeder Richtung übertrifft: an körperlicher Leistungsfähigkeit, an Aufnahme- und Anpassungsfähigkeit, an straffer politischer Organisation. Ich hoffe, daß diese große Verkehrsstrasse ins Innere Kameruns in der Richtung weitergeführt wird, in der sie heute schon ins Hochland hineinweist[1].

[1] Vergl. Thorbecke. Duala und die Nord-Bahn. Deutsche Kol.-Ztg. 1912. No. 2.



M. P. Thorbecke phot.

1. Ölpalmenhain im Manenguba-Hochland



M. P. Thorbecke phot.

2. Einzelne Ölpalmen in der Grasflur des Manenguba-Hochlands

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

# Von Nkongsamba nach Bamum

Am 28. November 1911 brachen wir mit 100 Trägern von Nkongsamba auf. Im Sattel zwischen Nlonako und Manenguba führt der Weg bis zur Station Bare über flaches Terrain mit vielen, wenig eingeschnittenen Tälern. Die Abhänge sind bewaldet, auf den Rücken gedeiht Gras, und die Eingeborenen haben viele Farmen angelegt. Die Siedlungen haben noch ganz die Form der Waldlanddörfer; die rechteckigen Langhäuser aus Palmblättern sind sauber gehalten.

Die Station Bare macht einen freundlichen Eindruck inmitten der netten Soldatenhäuser und der gut gehaltenen Felder. Mais und Süßkartoffel werden hier oben viel gepflanzt, im Stationsgarten gedeihen Rosen, Erdbeeren und Gemüse.

Gleich hinter Bare beginnt ein ganz anderes Landschaftsbild. Die vielen flachen Täler mit den dazwischen liegenden kleinen Buckeln hören auf. Weite, tischgleiche Flächen treten an ihre Stelle, von steilwandigen, engen Schluchten unterbrochen. Wald, Ölpalmen und Eingeborenenfarmen bleiben zurück. Die reine Savanne beginnt, von 5—6 m hohem Elefantengras gebildet. Kein Baum gedeiht auf dem Rücken. Der jungvulkanische, noch wenig tief verwitterte Boden läßt nur Graswuchs zu. Um so üppigeres Leben gedeiht in den engen Tälern. Einen schrofferen Wechsel von zwei so verschiedenen Landschaften kann man sich gar nicht denken. In glühender Mittagshitze wandern wir über die flachen Rücken. Die Sonne scheint senkrecht vom Himmel, und der Schweiß tropft von allen Gliedern. Links und rechts vom trocknen, lateritroten Wege verhindern 5 bis 6 m hohe Gräser jeden Ausblick. Der Himmel ist klar und wolkenlos. Kein Tier zeigt sich und keines Vogels Stimme erschallt. Der Weg senkt sich und führt uns in eine ganz andere Welt. Plötzlich umgibt uns üppiger, tropischer Wald. Die eintönigen Gräser sind verschwunden. Hochstrebende Bäume, von Lianen umrankt, und niederes Gebüsch bilden links und rechts vom Weg ein undurchdringliches Gewirr. Ein klarer Bach gleitet unter dem Gehäuse von Blättern und Zweigen mit lebhaftem Geplätscher dahin. Die dichte Vegetation läßt nur an wenigen Stellen den Himmel durchblicken. Die vorhin so lästige Hitze ist verschwunden und angenehme Kühle umgibt uns. Vogelstimmen erschallen, und auch der Mensch atmet wieder auf. Nach drei Minuten haben wir die Schlucht passiert, und von neuem führt uns der Weg hinauf in die freiere, heißere und eintönigere Savanne.

In den ersten Tagen hatten wir ziemlich viel Schwierigkeiten mit unseren Trägern. Die Station Bare ist in Folge des enorm gesteigerten Bahnverkehrs durch Trägergestellung sehr in Anspruch genommen. So wird alles, was nur irgend

sich auf den Beinen halten kann, zum Trägerdienst herangezogen. Und unterwegs werfen die Träger ihre Lasten weg und verschwinden auf Nimmerwiedersehen im hohen Gras, manche sind auch wirklich zu schwach, sie weiter zu tragen.

Nach zwei Tagemärschen durch die fast unbewohnte, aber um so wildreichere Mbo-Ebene erreichten wir bei Sandschu den steilen Rand des innerafrikanischen Hochlandes. Auf große Strecken ist diese Terrainstufe noch gradlinig und ungegliedert. In den Tälern zieht sich der Wald hoch hinauf, stellenweise nimmt er den Charakter einer zusammenhängenden Waldzone an. Der Fuß des Anstiegs ist in der Landschaft Sandschu durch einen geradezu unglaublichen Ölpalmenreichtum ausgezeichnet. Bis 1400 m reichen die Palmen hinauf und außer ihnen verraten Schirmbäume, hohe Gräser und Bananenstauden den sekundären Charakter dieses Waldes. Er ist nicht mehr ursprünglich, unberührt, sondern vom Menschen stark beeinflußt in seinem heutigen Aussehen. In den Schluchten hat er seinen ursprünglichen Charakter noch am reinsten bewahrt. Auf den Rücken liegen viele Farmen der Eingeborenen verstreut, die Zone der Siedlungen reicht bis etwa 1400 m, bis zur Höhe des Militärpostens Mbo. Hier oben wird es schon recht empfindlich kühl. Bei 18° C friert man wie zu Hause bei 8°. Vor Kälte zitternd standen unsere Leute am Morgen bei 15° C umher. Sie konnten den Aufbruch kaum erwarten. Vom Posten Mbo, in halber Höhe des Anstieges, steigt man durch echten tropischen Höhenwald weiter bergauf, auf verhältnismäßig gutem Weg, und erreicht in über 1600 m Höhe den Kamm des Gebirges und damit die ausgedehnten Hochflächen des Graslandes.

Der tropische Höhenwald ist in manchem anders als der Tieflandswald. Die hochstrebenden Baumriesen fehlen. Der Bergwald hat nur zwei Stockwerke. In Zwischenräumen von 3 bis 4 Metern erheben sich 10 bis 20 m hohe Bäume mit breiter, flach ausgelegter Krone, ein wenig geschlossenes Laubdach bildend. Mächtige, hellgraue Flechten und braune Moose bedecken Stämme und Äste, hie und da haben sich vereinzelte wasserhaltende Epiphyten angesiedelt. Unter diesem höheren zweiten Stockwerk wird das erste von zahlreichem, etwa 1 m hohem, großblättrigem Gebüsch gebildet, das in großer Üppigkeit den Boden bedeckt. Zahlreiche Schlingpflanzen verbinden, gewissermaßen als Leitern, die beiden Stockwerke. Dichte Schatten lagern sich zwischen ihnen, während darüber die flachen Kronen von der Sonne grell beschienen sind. Hie und da hüpft unter lebhaftem Geplätscher ein schmales Wässerchen von Fels zu Fels talwärts. Mächtige Blöcke sperren ihm den Weg. Sie sind mit Moos bedeckt und mit vereinzelten Sträuchern bestanden. 4 bis 5 m hohe Farnbäume sind an solchen Standorten häufig.

Betrachtet man den Wald von oben, so fällt das silberglänzende, fast bläuliche Laub der Bäume auf, eine Folge des stark reflektierten Lichtes. Blühen sah man keinen der Bäume. Dagegen waren einige kahl und die meisten hatten fahles Laub. So sieht der Wald von oben mit den stark lichtglänzenden Blättern, den herbstlich gefärbten Kronen und dem vom Unterholz heraufschimmernden Hellgrün recht bunt aus.

In 1500 m etwa verschwindet der Wald auf den Rücken, in den Schluchten zieht er sich noch höher hinauf bis zu den höchsten Höhen in etwa 1900 m.



*F. Thorbecke phot.*

*1. Grasland.*



*M. P. Thorbecke phot.*

*2. Raphia-Hain untermischt mit einzelnen Ölpalmen und Schirmbäumen in feuchter Bachschlucht*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*



M. P. Thorbecke phot.

*Neger aus dem westlichen Grashochland*

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

Die Bäume werden an der Waldgrenze niedriger, der Stamm wird kleiner, die Krone überwiegt; der ganze Habitus wird mehr gedrungen. Viele Bäume sind auch am Absterben, und besonders auf ihnen haben sich zahlreiche Bartflechten angesiedelt. Niederes Gebüsch und viel Gras findet sich zwischen den Bäumen. Manche Blume erinnert an heimische Wiesen. Ein starker Südwest-Wind treibt die Grashalme hin und her. Heiter ist der Himmel und klar die Luft. In weiter Ferne lassen sich die zart violetten Konturen einiger Bergzüge erkennen. Weithin schweift der Blick über offene Flächen. Wir sind im Grasland [Tafel 2, Abb. 1].

Das Gras ändert die Physiognomie der Landschaft durchgreifend. Der weite Blick, die klare Luft, der heitere Sonnenschein, die gehobene Stimmung des Wanderers, alles geht auf das Gras zurück. Gras findet sich überall, auf den Rücken und an den Hängen; nur an den Wasserläufen zieht sich ein schmaler, silberglänzender Raphia-Palmenwald entlang [Tafel 2, Abb. 2]. Viel Farmland, viel zerstreute Siedlungen überblickt das Auge. Die rechteckigen Häuser mit dem Giebeldach sind verschwunden. Quadratförmige Hütten mit dem pyramidenförmig aufgesetzten Grasdach sind an ihre Stelle getreten.

Dichte Menschenmassen sitzen hier am Rande des Hochlandes und an der Grenze des zusammenhängenden Waldgebietes auf einander, von Osten kommend haben sich die Graslandstämme hier gestaut. Die Bevölkerungsdichte ist in diesen Randgebieten ganz enorm. Kamerun dürfte im Innern kein zweites so menschenreiches Gebiet aufzuweisen haben. Die ursprüngliche Bantu-Bevölkerung ist stark mit sudanischen Elementen vermischt [Tafel 3]. Nicht nur im Körperbau zeigt sich der Mischlingscharakter, auch die ganze Kultur, die materielle sowohl wie die geistige, verraten den heterogenen Ursprung. Am typischsten zeigt sich dies im Hausbau. Das Graslandhaus ist eine Zwischenform zwischen dem Waldlandtypus und dem Sudantypus. Ja sogar in der politischen und sozialen Organisation der Grasländer erkennen wir diese Mischung. Wir haben hier noch nicht die großen, geschlossenen Reiche des Sudan oder die kraftvollen Stadtstaaten der Bamum und Tikar; andererseits aber herrscht nicht mehr die unglaubliche staatliche Zersplitterung und politische Ohnmacht, die im Walde unten zu Haus ist. Die Häuptlinge von Dschang, Bana oder Bangante entbehren nicht einer gewissen Wohlhabenheit, und der Einfluß auf ihre Untertanen ist manchmal recht bedeutend. Die kleineren „Kings“ aber sind zum Teil recht erbärmliche Dorfschulzen, die den Weißen anbetteln. Wir sind jetzt im Militärbezirk Dschang, und überall läßt sich die glänzende Arbeit der Station erkennen: der Weg tadellos sauber, Unterkunftshäuser in bestem Zustande, die Verpflegung reichlich; die Station hat hier viel Erfolg zu verzeichnen.

Von Dschang wurde die Hälfte der Lasten nach Bamum vorausgesandt; wir selbst zogen südwärts nach Bana weiter.

Das Klima ist hier oben ganz anders als unten im Wald. Die kalten Nächte, die kühlen Morgen und Abende und der regelmäßig wehende, heftige Wind fehlen dem Tiefland.

Der Weg nach Bana ist wieder glänzend angelegt und gehalten. Er führt bis kurz vor Bamugu durch eine ähnliche Landschaft wie bisher; weite Rücken

sind von flachen Tälern unterbrochen. Die Rücken bestehen aus tafelartig gelagertem Basalt, in den tieferen Tälern steht Urgestein an. Vegetation und Siedlungen schließen sich eng an diese Geländeform an. Die Rücken sind mit dichtgedrängtem, hohem Grase bedeckt, nur vereinzelt durchsetzt von niederen, verkrüppelten Bäumen. Starker Nordostwind bewegt das gelblich-grüne Grasmeer. Der Himmel ist dunstig. Vereinzelte Raubvögel ziehen hoch oben in der Luft ihre Kreise, eine bezeichnende Staffage dieser Savannen.

In den Tälern ziehen grauglänzende Raphiabestände in versumpftem Boden hin. An den trockeneren Stellen haben Siedlungen und Felder die ursprüngliche Vegetation verdrängt. Zwei Verflachungen, in 1400 und 1550 m Meereshöhe etwa, entspricht eine zweifache Zone der Siedlungen. Nur ist die untere Fläche bedeutend dichter besiedelt als die höhere. Hier sind die Farmen der Eingeborenen ausschließlich auf die Täler beschränkt, dort unten greifen sie auch auf die Rücken über.

Kurz vor Bamugu, dem ersten Rastplatz nach Dschang, beginnt eine ganz andere Landschaft. Über den weiten Basaltflächen erhebt sich ein von NW. nach SO. ziehender Gebirgszug, etwa 500 m steil ansteigend und von vielen bewaldeten Schluchten zerschnitten. Es ist ein Granitzug, der inselartig aus den ebenen Flächen emporragt.

Weite Senken sind durch dazwischen liegende hohe Rücken getrennt. Die Senken schließen sich an die Flußläufe an und sind selbst wieder von ihnen zerschnitten. Unzählige Ölpalmen finden sich darin. Man hat ganz den Eindruck eines Palmenwaldes, wenn man die Landschaft von der Höhe aus betrachtet. Große wirtschaftliche Werte liegen hier brach; sie können nur durch einen Bahnbau erschlossen werden.

Eine Folge des Ölpalmenreichtums ist die dichte Besiedelung der Senken. Dorf reiht sich an Dorf; alle sind von künstlichen Hainen umgeben. Hier wie bei der Umzäunung der Äcker fallen die oft riesenhaften Drazaenen auf [Tafel 4]. Die niederen Hütten mit dem quadratförmigen Unterbau und dem überragenden spitzen Kegeldach sehen eigenartig pilzförmig aus.

Die Eingeborenen sind hier im Bezirk Bana noch recht scheu. Sobald sie uns unterwegs sahen, warfen sie ihre Lasten zu Boden und verschwanden spurlos im hohen Gras. Kein Halm zittert, kein Geräusch verrät, wo sie liegen. Mit der Geschicklichkeit des Wildes wissen sie sich zu verbergen. Traf man aber unversehens, an einer Wegbiegung z. B., auf Leute, so daß sie nicht mehr ausweichen konnten, dann klatschten sie zum Zeichen der Begrüßung laut in die Hände.

Kurz vor Bana verließen wir diese Granitlandschaften; tafelförmige Basaltrücken bilden wieder die Oberfläche. Das Land ist aber nicht weniger reich und dicht besiedelt, Täler und Rücken, alles ist von den fleißigen Banaleuten in Kultur genommen. Man trifft in diesen Gebieten eine Besiedlung über die Fläche hinweg, die ganz an unsere europäischen Verhältnisse erinnert.

Der Militärposten Bana liegt ungefähr 1400 m hoch. Sein Klima ist sehr angenehm, am Tage wird es wohl noch sehr heiß, aber die Nächte sind kühl. Das Wetter erinnert hier im Dezember ganz an einen Sommertag zu Hause.



M. P. Thorbecke phot.

Drazaenen

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

Leiser Wind bringt erquickende Kühlung. Der grelle Sonnenschein ist verschwunden, und ein zarter, dunstiger Schleier liegt über der Landschaft. Hier in Bana fanden wir reiche ethnographische Ausbeute, da noch niemand hier vor uns gesammelt hatte. Die Bana waren bisher wenig mit europäischer Kultur in Berührung gekommen.

Ich machte größere und kleinere Touren in die Umgegend, um zoologische und botanische Sammlungen anzulegen. So bestieg ich die vulkanischen Batschaberge, die sich steil und unvermittelt zu einer Höhe von 2000 m erheben; ihr Abfall nach Westen ist stark zerschluchtet, tropischer Höhenwald zieht sich an ihnen bis über 1800 m in die Höhe. Die Gipfel sind mit niederem, 30 cm hohem Gras bedeckt.

Vom 22.—24. Dezember machte ich einen dreitägigen Ausflug an den Hochlandsrand. Ich wollte dabei sehen, wie primitiv man in Afrika reisen kann. Die Probe fiel schlecht aus. Ungelernten Boys kann man irgendwelche reinliche Arbeit nicht anvertrauen, also mußte ich selber kochen. Zu anderen Dingen kam ich abends überhaupt nicht. Und dann das Übernachten in einem verlassenen Eingeborenen-Haus, in dem es von Ratten wimmelte! Ich war froh, den Weihnachtsabend im Rasthaus zu Bana verleben zu können. Das Reisen in Afrika will eben auch gelernt sein.

Der Abbruch des Hochlandes ist bei Bana bedeutend niedriger als am Mbo-Aufstieg, auch nicht so einheitlich steil, sondern mehr allmählich und staffelförmig. In 900 m Meereshöhe findet sich eine ganz ausgeprägte Stufe, die wohl 1 km breit ist. In Folge dessen ist der Aufstieg hier viel leichter. Ganz allmählich steigt die gut gehaltene Straße an, in sanften Windungen. Der steile und schwierige Weg bei Mbo läßt sich gar nicht damit vergleichen. Zieht man noch die zahlreichen Wasserläufe in Betracht, die den Gebirgsrand hier zerschneiden, dann möchte man vermuten, daß sich hier eine geeignete Trace für die Nord-Bahn finden ließe, am ehesten in der Landschaft Batuni. Ihre Weiterführung ins Land Bamum hat nach dem Umgehen der Batschaberge kaum mehr Schwierigkeiten.

Abseits der Station, ganz unter Palmen verborgen, liegt das Dorf des Fona, des Häuptlings von Bana. Bald entwickelte sich mit ihm ein reger Tauschverkehr. Geräte, Waffen, zuletzt sogar geschnitzte Türrahmen von seinem Palast überließ er uns gegen allerlei Tauschwaren. Die anfängliche Zurückhaltung der Eingeborenen war bald überwunden, und zum Abschiede veranstaltete der „King“ am ersten Weihnachtsfeiertage uns zu Ehren ein großes Tanzspiel.

Am Eingang des Dorfes empfing uns der Häuptling, ein stattlicher Mann, vielleicht anfangs dreißiger. Er ist sauber und gut gepflegt, und schon seine langen Fingernägel verraten, daß er nicht arbeitet. Auch seine Umgebung besteht aus stattlichen Leuten. Es tut einem wohl, solche wirklich schönen Gestalten zu sehen, wenn man sonst immer das heruntergekommene Trägervolk vor Augen hat.

An allen Ecken und Enden lugten hinter den Zäunen kleine Mohrenköpfe hervor, alles Kinder des Häuptlings. Er wußte weder wieviele Kinder, noch wieviele Frauen er hatte. Nach der Anzahl der Häuser sind es wohl 150 bis

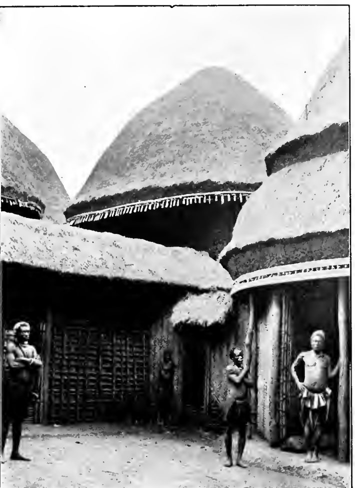
200 Weiber. Denn jede Frau hat ihr eigenes Haus, und diese Weiberhäuser machen hauptsächlich das Dorf aus. Sie sind durch unzählige, winklige Gänge mit einander verbunden [Tafel 5, Abb. 1]. Eine Orientierung ist gar nicht möglich. Wir haben hier das typische Graslandhaus: quadratischen Lehmbau mit kegel- bis pyramidenförmigem Grasdach. Im Innern der Häuser, die als Eingang nur eine kleine, fensterähnliche Öffnung haben, sieht man ein Gestell von Palmstangen zum Schlafen und Reste von Feuer; Bewohner fehlen. Sie haben sich vor den Weißen versteckt oder sind auf dem Felde. Die Feldarbeit liegt hier ganz den Frauen ob; die Männer bauen die Häuser und zapfen den Palmwein, und im übrigen faulenzen sie.

Neben den Weiberhütten stehen einzelne, große und besonders gebaute Häuser, die mehr der Allgemeinheit dienen [Tafel 6, Abb. 1]. Häufig führt eine Galerie aus Holzpfosten rings um ein solches Haus, der Eingang ist vielfach mit wunderschön geschnitzten Balken geschmückt [Tafel 5, Abb. 2]. Auf einigen ist ein Weißer auf einem Pferd dargestellt, Haltung und Züge sind gut erkenntlich; daneben Gestalten von Eingeborenen und Tieren, unter denen das Eidechsenmotiv überwog; Schildkröte und Schlange sah man nur vereinzelt. Das Haus, in dem der Häuptling schläft, das Mimbohaus oder Zechhaus und verschiedene Torhäuser zeigten solche Schnitzereien.

Das Tanzspiel der Bana-Leute war eines der schönsten, das wir gesehen haben. In großem Kreise traten etwa 150, zum Teil prächtig gebaute Männer an. In der Mitte waren zwei Musikinstrumente aufgestellt, eine Fell- und eine Schlitztrommel. Sie wurden abwechselnd von vier Leuten bearbeitet, immer im gleichen Rhythmus. Zum Takte der Trommeln bewegt sich die ganze Schar im Kreise, langsam, stets hüpfend, etwa eine Fußlänge weit. Dabei zucken die Körper, besonders Brust- und Rückenmuskeln, mit enormer Geschwindigkeit und Eleganz. Von Zeit zu Zeit springt ein Vortänzer in die Mitte, er gibt Takt und Ton für die anderen an: er singt vor, die anderen rufen den Refrain und ahmen seine Bewegungen nach. Mit voller Begeisterung, die manchmal fast in Ekstase übergeht, sind alle beim Spiel. Es war ein prächtiges Bild. Der Häuptling vor allem zeichnete sich durch ruhige, würdevolle Bewegungen und durch einen geradezu verzückten Gesichtsausdruck aus. Einige seiner Frauen bewegten sich immer im gleichen Schritt um den Kreis der Tänzer, ihre Bewegungen nachahmend.

Professor Thorbecke nahm den Gesang und die Musik der Leute mit dem Phonographen auf und gab sie sofort wieder. Das Erstaunen darüber, daß die Maschine ihre Sprache verstände, war ganz enorm.

Am 28. Dezember 1911 brachen wir von Bana auf in nordöstlicher Richtung nach Bamum. Man kann jetzt eigentlich nicht mehr von einem Weg sprechen. Die ausgebaute Straße mit den Unterkunftshäusern reicht nur bis Bana. Von da ab marschiert man auf dem Negerpfad. Er führt bergauf, bergab, über Steine und durch Wasserrillen, und ist doch ein großer Handelsweg ins Innere. Wir betraten eine sehr vulkanische Gegend. Gleich zur rechten erhoben sich die 2000 m hohen Batschaberge, mit ihren steilen, kegelartigen Gipfeln ein imposantes Bild. Dann folgten weite Lavaflächen, von flachen Tälern unter-



*F. Thorbecke phot.*

*1. Innerer Hof im Häuptlingsdorf von Bana*



*F. Thorbecke phot*

*2. Geschnitzte Türrahmen im Häuptlingsgehöft von Bana*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*



M. P. Thorbecke phot.

*1. Häuptlingsgehöft in Bana*



F. Thorbecke phot.

*2. Maisfeld am Fuß des Bapit*

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

brochen. Die dichte Besiedelung nimmt rasch ab, erst die Landschaft Bangante weist wieder viel Menschen auf. Von Jabassi her vereinigt sich ein weiterer Karawanenweg mit unserer Route nach Bamum. So ist Bangante anscheinend nicht ohne Bedeutung, die Landschaft selbst ist ziemlich fruchtbar, der dichteren Besiedelung nach zu schließen. Ungefähr eine halbe Stunde vor der Stadt, auf freiem Felde, findet wöchentlich ein großer Markt statt. 500—600 Menschen versammeln sich hier, und ein reges Marktleben herrscht. Von allen Seiten eilen die Leute, besonders Frauen herbei und bringen Waren, meistens Feldfrüchte: Bananen, Süßkartoffel und Mais. In langen Reihen sitzen die Weiber da, inmitten ihrer Waren. Ein dichter Knäuel Zuschauer und Kauflustiger umgibt sie. Senkrecht brennt die Tropensonne, Staub wirbelt auf und lagert sich als roter Dunst über dem Ganzen.

Kurz nach Bangante quert man einen etwa 200 m hohen Granitrücken, der dann weiter über den Nun hinüber zum Bapit hin die Straße im Westen begleitet. Unzählige Felsenmeere, heller grusiger Boden, Baumsavanne mit viel Wild und wenig Menschen charakterisieren diesen Landstrich.

Es war höchste Trockenzeit, und weithin wurde überall das Gras von den Eingeborenen gebrannt. Allabendlich wälzen sich die Feuer in glutiger Linie auf der Ebene heran oder ziehen in Schlangenwindungen einen Abhang hinauf. Auf diese primitive Art wird der Boden von den Eingeborenen gerodet, das hohe Gras wird zu Asche verbrannt und Raum für neue Farmen gewonnen. Rasch versengt das Gras und rasch wandert die Feuerlinie weiter. Eidechsen, Schlangen und zahllose Heuschrecken werden von den Flammen aufgescheucht und fallen einem Heer von Raubvögeln zum Opfer, die sich bei jedem Grasbrand einfinden. Für den Menschen werden diese Brände kaum gefährlich. Er kann ihnen immer ausweichen oder sich mit raschem Sprung zwischen den brennenden Grasstengeln in Sicherheit bringen. Anders ergeht es dem verängstigten Wild. Die Tiere werden in kreisförmig angelegten Feuern eingeschlossen und dann massenhaft von den Eingeborenen niedergemetzelt. Die Regierung hat diese Treibjagden jetzt verboten. Auch der Baumwuchs leidet sehr durch diese Brände. Im Nu sind Blätter und Knospen zerstört, die Zweige versengt und die Stämme angeschwärzt. Furchtbar öde sieht die gebrannte Savanne aus mit den ärmlichen Baumgestalten über dem schwarzen Boden und den vereinzelt stehen gebliebenen Grasstengeln.

Je weiter wir nach Osten kamen, umso mehr nahm die Bevölkerung ab. Die Ufer des Nun sind auf beiden Seiten etwa einen Tagemarsch lang völlig unbewohnt und daher sehr wildreich. Mit dem Überschreiten des Flusses auf einer Hängebrücke betraten wir die Landschaft Bamum. Wir schlugen unmittelbar am Fluß unser Lager in der Wildnis.

Am Fuße der über 1900 m hohen Vulkangruppe des Bapit rasteten wir in Basset. Njoja, der Herrscher von Bamum, hat, wie überall in seinem Gebiet, so auch hier an der Jabassi-Straße große Rasthäuser für durchziehende Karawanen errichtet. Ein Verwalter hat für Verpflegung zu sorgen, die hier immer sehr reichlich ausfiel.

Die zum Teil schon recht zerstörten Krater und Lavaströme des Bapit sind mit Gras bedeckt, in den Schluchten zieht sich vereinzelt Wald bis zu 1900 m hinauf. Den Spuren nach ist das Gebirge von sehr viel Wild, besonders Büffeln und Antilopen, bewohnt. Auch Paviane waren an felsigen Partien sehr häufig und führten dort anmutige Familienszenen auf. Professor Thorbecke und ich bestiegen die höchste Spitze des Gebirges. Wir waren 12 Stunden unterwegs, mit 30 Leuten, deren nackten Füßen das Gehen auf dem steinigen Boden recht beschwerlich fiel.

Die Fußregion des Bapit bilden weite, sehr fruchtbare Ebenen [Tafel 6, Abb. 2]. Parkettartig sind überall einzelne Häuser zwischen Bananenhainen und Maisfeldern im hohen Gras zerstreut, ein anziehendes Bild. Auch die landwirtschaftliche Versuchsstation Kuti, auf der wir liebenswürdigste Aufnahme fanden, ist auf ähnlich fruchtbarem, vulkanischem Boden angelegt. Die Nähe des reich besiedelten Fumban macht diese Anlage besonders wichtig.

Gegen die Hauptstadt zu wird der Boden wieder unfruchtbarer. Schlackige Lavaströme bilden die Oberfläche, und das ganze Land ist kahl gebrannt. Und inmitten dieser geschwärzten Landschaft, die in ihrer traurigen Einöde und Verlassenheit ganz unheimlich aussah, liegt das sagenreiche Fumban, eine afrikanische Großstadt.

# Bamum

Wenn man nach dem tagelangen Marsch über öde, schwarz gebrannte Steppe den schon stark in Verfall begriffenen Wallgraben der Hauptstadt Fumban passiert hat, dann öffnet sich den Augen ein überraschendes Bild. Grün ist es, wohin man blickt, nach all dem toten Schwarz vorher; überall liegen dicht bei einander große und kleine Gehöfte, jedes umgeben von einem Kranz von frischem Grün, von Planten, hohen Palmen, dichten Laubbäumen und wohlgepflegten, reichen Äckern. Wohnen doch hier auf verhältnismäßig engem Raum, innerhalb des alten Wallgrabens, an 20000 Menschen zusammen, ein Viertel der Bevölkerung des ganzen Landes, die nach des Häuptlings Aussage etwa 80000 Seelen stark sein soll.

Mein Mann ist schon auf früherer Reise in Bamum gewesen, der Aufenthalt, den wir jetzt hier nahmen, dauerte fast 3 Wochen, und auf dem Rückmarsch am Ende der Expedition haben wir noch einmal einige Tage in Bamum Rast gemacht, um unsere dort gebliebenen Sammlungen zu verpacken.

Ich will hier, ohne besondere Rücksicht auf die Zeit, in der die einzelnen Beobachtungen gemacht sind, ein Bild dessen geben, was ich von Bamum gesehen und gehört habe.

Das Volk der Bamum steht kulturell unzweifelhaft am höchsten unter allen Stämmen des Graslands. Es ist hervorgegangen aus einer Mischung und Verschmelzung von im Lande Ansässigen mit einer Herrenschicht, die von Nord-Osten, von Tikar her, eingewandert ist. Diese Einwanderung mag 100—150 Jahre zurückliegen. Ein Häuptlingssohn von Bamkin, der sich dem zur Herrschaft gelangenden Bruder nicht unterstellen wollte, zog mit einer Schar von Tikarleuten westwärts, erklomm das 400 m höher gelegene, steile Bamum-Plateau und unterwarf die eingeborene Bevölkerung. Noch heute deutet eine Ortsbezeichnung in der Stadt Fumban auf den entscheidenden Sieg hin. In direkter Folge, bei der das größte Gewicht auf reine Abstammung, auch mütterlicherseits, von den eingewanderten Tikar gelegt wird, haben die Häuptlinge das Land Bamum beherrscht und Thronstreitigkeiten im Innern, blutige Kämpfe nach außen immer wieder zu gutem Ende geführt. Gegen die von Osten andrängenden Fullah ist — vielleicht in Erinnerung an die Tikarsitte — der doppelte Ring von Wallgräben um die ganze Stadt gezogen, die schon in ihrer Lage auf einer Aufwölbung über dem Bamum-Plateau einer natürlichen Festung gleicht. Einmal nur ist Fumban von Feinden gestürmt, von den wegen ihrer ungebändigten Wildheit weit gefürchteten Bansso, die den Vater des jetzigen Häuptlings erschlugen und mit reicher Kriegsbeute heimzogen.

Die Bamumkultur ist ohne Zweifel eine Mischung aus Elementen des West- und Ost-Mbamlandes und vielleicht gerade dadurch zu so hoher Blüte gelangt. Von jedem der zwei Elemente hat sich das kulturell beste, höchste erhalten, gegenseitig haben sie sich angeregt und befruchtet. Siedelung und Hausbau zeigen ganz den Typus der andern Graslandschaften im Dschang- und Bamenda-Bezirk, nur sind sie durchweg schöner und prächtiger. Die in Bamum zu besonderer Höhe gediehene Kunst des Gelbgusses aber stammt aus Tikar, ebenso die Technik der Baumwollweberei.

Ein jedes Gehöft eines Bamumgroßen, deren viele im Umkreis von einem Tagemarsch um die Hauptstadt, viele aber auch in Fumban selber liegen, ist eine abgeschlossene Welt für sich [Tafel 7]. Der weite, rechteckige Platz ist an der Schmalseite begrenzt durch das stattliche Männerhaus, dessen rote Lehmwände wohl 6 m hoch sein mögen. Rings herum läuft eine Galerie freistehender Holzsäulen, die das mit schweren Grasmassen gedeckte Satteldach mit zwei Kuppeln tragen. Zwischen Wand und Dach ist ein kunstvoller, schwarzgelber Fries eingefügt, dessen Muster meist stilisierte Tierornamente zeigen. Aus naturfarbigem und schwarzgefärbtem Gras, das in dünne Bündel gefaßt ist, werden die Muster mosaikartig hergestellt. Rechts und links umsäumen zwei lange Reihen von Frauenhäusern den Platz, deren jedes nur ein Kuppeldach trägt und viel kleiner ist als das Männerhaus, im übrigen aber genau so schön, kunstvoll und sorgfältig gebaut wird.

Der Bau eines Bamumhauses ist durchaus nicht so einfach, wie man sich das wohl von Negerhütten vorstellt [Tafel 8, Abb. 1]. Die vier beträchtlich hohen Wände werden auf dem Boden liegend hergestellt aus den starken Blattrippen der Raphia-Palme, dieser für den Graslandneger nützlichsten Pflanze. Erst wenn jede der vier Wände in sich fest und stabil ist, wozu die Stangen mehrfach gekreuzt werden, richtet man sie auf und bindet sie an den Ecken zusammen, denn der Neger kennt keinen Nagel, er bindet sein ganzes Haus. Eine oben darüber gelegte, gleichfalls aus Raphia-Stangen gebundene, ringsum überragende Decke trägt das Dach, das im Innern durch mehrere Strebewände gestützt wird, damit die schweren Grasmassen die hohe Kuppelform nicht zusammendrücken. Erst wenn so das ganze Stangengerüst steht, wird die Wand mit angefeuchtetem rotem Laterit beworfen, werden die starken Holzpfosten, die das Dach stützen, eingesetzt, der Fries verfertigt und die Kuppel von unten nach oben mit riesigen Mengen dürren Grases gedeckt, das man in großen Büscheln in die Zwischenräume zwischen den Dachsparren steckt. Das Männerhaus besteht aus zwei neben einander gesetzten quadratischen Hütten, die beiden Kuppeldächer werden durch ein sattelartiges Zwischendach verbunden.

Wie jeder Bewohner des westlichen Graslands, so ist auch der Bamum erfahren in der Holzschnitzerei. Auf dem großen Marktplatz in Fumban liegen in weitem Kreis mehrere riesige Trommeln, deren jede 3—4 m lang und aus einem einzigen Baumstamm geschnitzt ist [Tafel 8, Abb. 2]. Der Schallkörper ist ausgehöhlt und am Ende verziert durch eine menschliche Figur in mächtigen Dimensionen; trotz der primitiven Werkzeuge, schwacher Schnitzmesser, mit denen die Trommeln hergestellt sind, zeigen sie überraschend feine Arbeit. Alle Trommeln



*M. P. Thorbecke phot.*

*Gehöft eines Großen in Bamum*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*



*M. P. Thorbecke phot.*

*1. Gerüst eines Bamumhauses*



*M. P. Thorbecke phot.*

*2. Große geschnitzte Trommel in Fumban*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*



*M. P. Thorbecke phot.*

*Ehrenhof im Häuptlingspalast in Fumban*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*

tragen verschiedene Figuren, nicht zwei sind einander gleich. Leider sind diese Erzeugnisse alter Bamumkunst aller Wahrscheinlichkeit nach dem Untergang geweiht. Sie liegen seit mehreren Menschenaltern tagaus tagein im Freien, den Güssen der Regenzeit und der ausdörrenden Sonne der Trockenzeit ausgesetzt; das Holz ist morsch geworden, die ausgehöhlten Trommelkörper fallen zusammen, die Schnitzerei zerbricht, und bei einigen der alten, schönen Stücke ist das Zerstörungswerk schon sehr weit fortgeschritten. Leider war es uns nicht möglich, eine der Trommeln mit nach Deutschland zu bringen; ihre ungeheure Schwere hätte den Transport durch Träger unmöglich gemacht, und außerdem wollte der Häuptling keine hergeben, sie sind ihm Heiligtümer seines Volkes und Hauses.

Zu ganz besonderer Entfaltung ist in Bamum die Technik des Gelbgusses gediehen, und die großen Tabakpfeifen des Häuptlings, deren mehr als meterlange Rohre mit bizarren Schmuckfiguren verziert sind, sind wahre Kunstwerke. Wie bei jedem Neger, so steht auch beim Bamum diese Metalltechnik in besonders hohem Ansehen.

Da, wo sich die Geschicklichkeit der Bamum im Hausbau und ihre Kunst der Holzbildnerei vereinigt haben, wie beim Palast des Häuptlings, ist ein fürstlich schöner Bau entstanden. Er mag eine Länge von 100 m und eine Breite von 70 m haben und besteht aus einer großen Anzahl sehr hoher, quadratischer Bamumhäuser, die in einen engen Komplex zusammengebaut sind. An den Außenseiten des Palastes stehen sie in langen, geraden Reihen, immer verbunden durch die sattelartigen Brücken zwischen den Kuppeldächern, und ringsum läuft auch hier die lange Galerie der weißen Holzsäulen, die das Dach stützen. Viele von ihnen sind geschnitzt, immer mit menschlichen Gestalten, die eine auf dem Kopf der andern stehen. Stets stellen sie abwechselnd Männer und Weiber dar; das Motiv der schwangeren Frau ist auch hier, wie bei so vielen Negerdarstellungen, besonders beliebt und auf eine eigenartige, rührend naive Weise stilisiert. Von Zeit zu Zeit läßt der Häuptling einige der glatten Säulen durch neue, geschnitzte ersetzen; er hatte die Absicht, allmählich seinen ganzen Palast mit Schnitzerei zu schmücken. Der Dachfries zeigt das uralte, stets wiederkehrende Eidechsenmotiv.

Im Innern des Palastes wechseln hohe, dämmrige, fast leere Räume, in denen höchstens einige Betten, Töpfe, Trommeln und Waffen stehen, mit engen, stockfinstern Gängen und weiten, luftigen Höfen. Der Ehrenhof des Häuptlings, in dem er Besuche empfängt oder Gericht spricht [Tafel 9], erinnerte an einen Klosterkreuzgang bei uns, mit dem breiten, ringsum laufenden, schattigen Wandelgang, der nach der Hofseite zu von verzierten, holzgeschnitzten Säulen begleitet wird, mit dem im Halbrund vorspringenden Kuppelbau an einer Schmalseite, dessen Säulen die doppelte Höhe haben, mit dem hellen, sonnigen Hof in der Mitte, in dem unter leuchtend grünen Bäumen und niedrigem Strauchwerk graue, stelenartige Grabsteine der Ahnen stehen.

In dem hinteren Teil seines Palastes, jedoch so, daß von außen der einheitliche Eindruck nicht gestört wird, hat der Häuptling für sich und seine Mutter zwei Häuser im Europäer-Stil gebaut; für mein Empfinden war von allen Häusern, die ich im Innern von Kamerun gesehen habe, das des

Negerhäuptlings das hübscheste und geschmackvollste, besonders im äußeren, architektonischen Eindruck. Die Art, wie sich die braun verschalten Holzwände eines Obergeschosses aus dem weißen Bewurf der unteren Mauern heben, wie eine schattige Galerie mit einfachem, aber solidem Holzgeländer unter dem gut gegliederten, weit übertretenden Dach hinläuft, das zeugt von einem natürlichen künstlerischen Takt, den ein Neger nie und nimmer beim Weißen lernen kann, sondern der ihm als Erbteil von Generationen im Blut liegt. Der Häuptling hat uns wiederholt versichert, daß zwar seine Handwerker auf der Mission die technischen Fertigkeiten erlernt hätten, daß aber der Plan des Hauses seine eigenste Idee sei. Mit Ausnahme dieses Hauses sind leider, wie uns kürzlich aus Bamum mitgeteilt wurde, sämtliche Bauten des Palastes in Folge eines Blitzschlags verbrannt.

Wenn man die Geschichte der Entdeckung und Eroberung Kameruns verfolgt, so gewahrt man, daß alle die großen Expeditionen, die teils von Süd-Kamerun, teils über Bali in das Innere des Landes bis zum Tsadsee vordrangen, stets im Westen oder im Osten um Bamum herumgezogen sind. Tatsächlich ist ja auch das große Land Bamum mit seiner kulturell so hochstehenden Bevölkerung erst im Jahre 1902, also fast 20 Jahre nach der Besitzergreifung des Küstenlandes, entdeckt worden, trotzdem es nicht so besonders küstenfern liegt und auch keineswegs durch schwer passierbare Gebirge oder Sümpfe geschützt ist.

Kaum aber war Bamum entdeckt, so war es auch schon gewonnen. Der junge, damals etwa zwanzigjährige Häuptling Njoja war so überrascht und überwältigt von dem Eindruck der europäischen Zivilisation und Kultur, daß er sie ohne weiteres als der seinen überlegen anerkannte und sich willig unterwarf. Ohne einen Schwertstreich, ohne die geringste Feindseligkeit wurde Bamum deutsch.

In den nächsten Jahren ist es Njojas größter Wunsch und eifrigstes Bestreben gewesen, sich und sein ganzes Volk so rasch wie nur irgend möglich nach europäischem Muster zu zivilisieren. Daß es sich dabei nur um eine äußerliche Nachahmung europäischer Kulturformen handeln konnte, liegt auf der Hand, der Neger war und ist gar nicht im Stande, den inneren Wert und Aufbau einer so alten, langsam gewachsenen Kultur, wie unsre sie ist, zu erfassen und zu verstehen.

Als Notwendigstes legte Njoja mit seiner ganzen Umgebung europäische Kleidung an; er selber trug eine Uniform, ähnlich der, die er bei den Schutztruppen-Offizieren gesehen hatte, er richtete sich eine Leibwache ein, die er in bunte Uniformen steckte und nach deutschem Muster exerzieren ließ. Die alten Sitten und Gebräuche des Volkes waren in Gefahr, in Verfall und Vergessenheit zu geraten, jahrelang war Bamum ein europäischer Affenstaat.

Allmählich jedoch ist Njoja, teils aus eigener Einsicht, teils unter einem sanften Druck der Regierung, davon abgekommen, alles Europäische wahllos nachzuahmen. Als äußeres Zeichen dessen hat er wieder afrikanische Tracht angelegt, nicht die alte, einheimische Bamumtracht, die ihm zu ärmlich vorkommen mochte, sondern die Tracht der Haussah und Fullah, deren Pracht und Stoffülle



M. P. Thorbecke phot.

Bamum-Neger in Fullahtracht

Hamburg: L. Friederichsen & Co.



*M. P. Thorbecke phot.*

*Primitiver Handwebe-Apparat in Bamum*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*

nach seiner Meinung mehr der Würde eines großen Häuptlings entspricht. Und so trägt denn heute der Häuptling, jeder Große seiner Umgebung und überhaupt jeder Bamum, der es sich irgend leisten kann, die malerische, weite Tobe, die aus afrikanischer Baumwolle gesponnen und gewebt und mit reicher Stickerei versehen ist, und den Turban oder die phrygische Mütze [Tafel 10]. Auf keinen Fall aber bedeutet diese Ablegung europäischer Tracht ein inneres Abrücken von den Deutschen, eine innere Auflehnung gegen ihre Herrschaft. Jedem, der es hören will, versichert Njoja immer wieder aufs Neue, daß er im Weißen seinen Freund und vor allem seinen Lehrmeister sähe, von dem er und sein Volk nur immer lernen und wieder lernen könne. Zum großen Teil beruht die Abkehr von der europäischen Kleidung auch darauf, daß all die Kleider, die Stoffe, die vielen, oft sehr wertlosen Erzeugnisse europäischer Industrie, die Njoja aus Nachahmungstrieb kaufte, sehr viel gekostet haben. Es heißt, daß er einen großen Teil seiner Elfenbeinvorräte hat veräußern müssen, um alle diese doch nur minderwertigen Sachen zu bezahlen, und auf die Dauer mag ihm das bedenklich geworden sein.

In der allerletzten Zeit macht sich bei dem Häuptling sogar das Bestreben bemerkbar, seine Untertanen ein wenig aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit vom Weißen einerseits und vom Haussah andrerseits zu befreien. Er wünscht, daß sie lernen, wenigstens einen Teil der Bedürfnisse, die sie durch die Bekanntschaft mit den fremden, höher stehenden Kulturen nun einmal bekommen haben, selber zu befriedigen. Er ist dabei zunächst auf die Herstellung von Stoffen verfallen. Jeder Bamum ist heute bekleidet. Es wird als ein Zeichen bitterster Armut angesehen, wenn jemand nur das sonst beim Graslandneger übliche Lendentuch trägt und den Oberkörper und die Schenkel entblößt hat. Wer es irgend erschwingen kann, trägt die weite, faltenreiche Haussah-Tobe und die Pluderhose, oder doch zum mindesten das bis zur Mitte des Oberschenkels reichende, ärmellose Haussah-Hemd. Auch die Weiber hüllen sich mit Vorliebe in große, gerade Stoffbahnen. Schon der Haussah hat früher viele Gewänder und Stoffe nach Bamum gebracht, heute werden die meisten dieser Kleidungsstücke aus europäischen Baumwollstoffen hergestellt, die die Faktoreien, deren drei oder vier in Bamum ansässig sind, in riesigen Mengen heraufschaffen und stets rasch und gut verkaufen.

Njoja ist auf den Gedanken gekommen, wenigstens einen Teil des Geldes, das für Kleider ausgegeben wird, wieder dem eigenen Volk zuzuführen, und so hat er im Sommer des Jahres 1912 eine Webeschule und Webefabrik eingerichtet. Baumwolle wächst ja in Bamum, und in früheren Zeiten haben die Bamum auch selber Stoffe daraus gewoben, eine Fertigkeit, die von den eingewanderten Tikar herstammen soll. Der Häuptling läßt nun durch einige alte Leute, die mit der Webetechnik noch vertraut sind, die jungen Burschen wieder darin unterweisen; in langen, eigens zu dem Zweck gebauten Hallen sitzen Tag für Tag 50—100 junger Leute über ihren primitiven Handwebe-Apparaten, rücken die Hölzchen und schieben die Garnspindeln langsam hin und her. Nach mehrmonatiger Lehrzeit kehren sie in das Gehöft ihres Vaters zurück, um für ihre Angehörigen oder für den Verkauf zu arbeiten [Tafel 11].

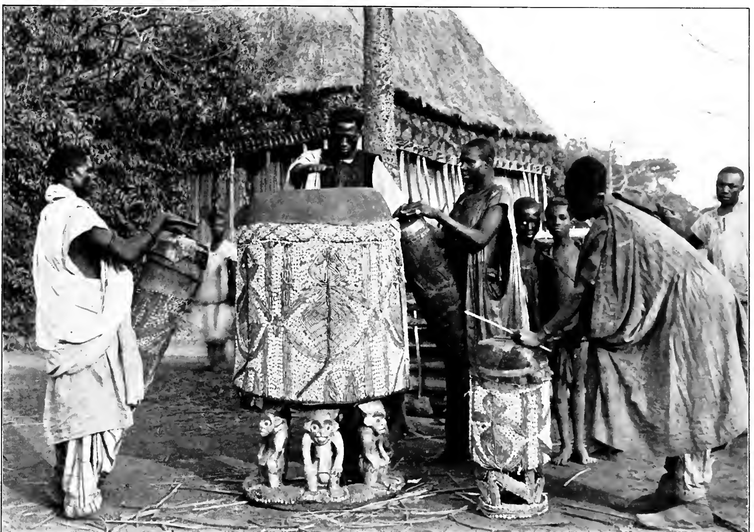
Es ist natürlich nicht daran zu denken, daß diese Eingeborenen-Weberei mit ihren langsamen, primitiven Apparaten jemals auch nur einen bemerkenswerten Teil der in Bamum gebrauchten Stoffe liefern kann; eine ernsthafte Konkurrenz wird dem Handel europäischer Kaufleute daraus nie erwachsen.

Das, was an solchen Unternehmungen des Häuptlings gut und begrüßenswert ist, ist die Tatsache, daß er seine Leute arbeiten lehrt — denn der Bamum liebt, trotz seiner hochstehenden Kultur, das Faulenzen genau so wie jeder andre Neger — und daß alte, eingesessene Handwerke und Künste nicht in Vergessenheit geraten. Es wäre schade, wenn so schöne Kulturformen, wie sie in Bamum heimisch sind, ganz und gar untergingen und nur noch in unsern Museen aufbewahrt würden.

In den letzten Jahren hat Njoja auch die alten Tänze und Festspiele seines Volkes, die lange nicht mehr geübt worden waren, wieder auferstehen lassen. Seine Schatzkammern enthalten immer noch wunderbare Stücke [Tafel 12], trotzdem unsre Museen schon sehr viele geschnitzte und mit Perl- und Muschelstickereien versehene Stühle und Trommeln, sowie fein gearbeitete große und kleine Bronzen besitzen. Jetzt hat er die alten Tanzmasken und -gewänder hervorgeholt; und auf dem weiten Platz vor dem Häuptlingspalast kann man Schauspiele erleben, die in unerhörter Farbenpracht, in rhythmischer Bewegung einer nach mehreren Tausenden zählenden Menschenmenge das Packendste sind, was ein Reisender sich nur träumen mag.

Die Reiterspiele, eine Nachahmung der Fullahsitte, die im Grunde trotz aller äußeren Pracht und des schönen Anblicks, den die wild rasenden und bäumenden Pferde machen, nichts als eine furchtbare Tierquälerei bedeuten, hat der Häuptling letzthin wieder eingestellt auf Wunsch und Rat des landwirtschaftlichen Sachverständigen im benachbarten Kuti.

Es ist häufig die Befürchtung ausgesprochen worden, daß Njoja durch die Anlegung der Fullahtracht und durch Übernahme mancher der etwas bunt theatralischen Fullahsitten allmählich auch zur Religion der Fullah, zum Islam, hinübergezogen werden könnte und dadurch in einen Gegensatz zur deutschen Verwaltung, unter deren Schutz die christliche Mission auch in Bamum arbeitet, geraten würde. Dieser Befürchtung steht die Tatsache gegenüber, daß die Haussahkolonie, die in Bamum das islamische Moment vertritt, im Lauf der letzten Jahre erheblich abgenommen hat, ja, daß auf Befehl des Häuptlings die Haussahmoschee, die früher am Marktplatz stand, aus dem Stadtgebiet heraus verlegt und in einem besonderen Haussahdorf neu erbaut worden ist. Und an der Stelle der alten Moschee errichtete Njoja eine im Bamumstil gebaute kleine Kirche für die Basler Mission, er und seine Mutter pflegen die Sonntags-Versammlungen zu besuchen, und er hat auch gestattet, daß sich eine Anzahl seiner Weiber taufen ließen. Daß aber der Häuptling selber und mit ihm dann auch ein großer Teil seines Volkes das Christentum annehmen werden, glaube ich nicht, wenn er auch gern und dankbar manche Anregung zu kulturellen Arbeiten von den Missionaren empfängt. Er ist entschieden einer der ganz seltenen Neger, die eine ausgesprochene geistige Selbständigkeit besitzen; schon die von ihm erfundene Bamumschrift beweist das, eine Silbenschrift, die er eingeführt



*M. P. Thorbecke phot.*

*Geschnitzte, mit Perl- und Muschelstickerei verzierte Tanztrommeln in Bamum*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*

hat, um den schriftlichen Ausdruck der Sprache seines Volkes von der Erlernung sowohl der deutschen wie auch der arabischen Schriftzeichen unabhängig zu machen.

Vermutlich wird Bamum im Lauf der nächsten Jahre und Jahrzehnte noch manche Umwandlung erfahren, besonders wenn es gelingen sollte, die Nord-Bahn bis in das Land hinauf zu führen. Hoffentlich geht dabei die eigenartige, an künstlerisch-schönen Erzeugnissen so reiche Bamumkultur nicht vollständig verloren; durch ein bewußtes Schützen der alt ererbten Kunstwerke und Anregung zu weiterer sorgfältiger, ja nicht industriemäßiger Ausübung der heimischen Gewerbe könnte sich die Regierung um die Erhaltung einer hochstehenden Negerkultur ein großes Verdienst erwerben.

# Nord-Tikar

Am frühen Morgen des 30. Januar standen 135 Trägerlasten im weiten Hof des Rasthauses zu Bamum fertig gepackt; endlich kamen auch die Träger, spät erst brachen wir auf. Von allen Graslandnegern ist der Bamum als Träger am schlechtesten und unzuverlässigsten. Noch innerhalb der Stadtumwallung wurden Lasten fortgeworfen und Leute entflohen mit langen Sätzen hinter einen Drazaenenhag, andere sanken keuchend und stöhnend nieder und erklärten, nicht weiter zu können, unglaublich langsam schob sich die Karawane vorwärts. Dazu die Straße schlechter als irgend eine vorher und Verpflegung kaum zu beschaffen. Das so glänzende Land Bamum hat auch seine Schattenseite im Süden und Osten, fern vom Regierungssitz Bamenda.

Trotz aller Schwierigkeiten bot der Marsch viel Interessantes. Sehr bald, nachdem wir den halb verfallenen Wall und den Graben passiert hatten, ging der Weg steil abwärts; das basaltische Gestein hört auf, mächtige, hellgraue Granitfelsen treten zu Tage. Hier erst wurde uns die vorzügliche, uneinnehmbare Lage der Stadt Fumban gegen die von Nordosten andrängenden Fullah recht klar: besser als Wall und Graben schützen die felsigen, jäh abfallenden Hänge der hohen Aufwölbung, auf der sie noch 100 m über dem Bamum-Plateau liegt.

Allmählich stiegen wir in einem engen Tal abwärts, das in lichtem Wald große Schätze gut gepflegter Ölpalmen barg, dichterer Wald erfüllte den Grund. Auf der Sohle des immer weiter werdenden Tales lag das Ziel des ersten Marschtags, das Rasthaus Fontab. Hier trafen wir den Missionar Reimer von der Baptisten-Station in Ngambe, der sich mit Frau und Kindern in dem hochgelegenen Fumban vom ungesunden Aufenthalt in dem sumpfigen Tikar-Ort erholen wollte. Wenn uns irgend ein Europäer über die Verhältnisse in Tikar Auskunft geben konnte, so war es Reimer, der damals bereits zwei Jahre hier tätig war.

Der nächste Tag führte uns nach einem kurzen, steilen Abstieg hinaus in die grasige Ebene der Mbam-Niederung. Die Bergmauern zu beiden Seiten des weiten Tales wichen mehr und mehr zurück, bald sah man nur noch ein ausgedehntes, flaches Land, auf dessen kaum merkbaren Bodenwellen große, rundliche Granitblöcke verstreut in verbrannter Savanne lagen; schmale Wasserläufe zogen, vielfach gewunden, träge durch sumpfige Wiesen.

Wir hatten endgültig das Gebiet der basaltischen Decken und Vulkan-Gebirge verlassen; im ganzen Ost-Mbamland haben wir nirgends auch nur die geringste Spur basaltischen Gesteins gefunden, ein Beweis dafür, daß jüngere

Störungen im Osten des Bamum-Plateaus bis über den Djerem nicht stattgefunden haben.

Vom letzten Bamum-Rasthaus am Rand des breiten Mbam-Waldes wurden noch am Abend und in den ersten Stunden der mondhellen Nacht die meisten Lasten in zwei großen Booten über den Strom geschafft. Der frühe Morgen sah auch uns mit dem Reste des Gepäcks auf dem linken Ufer, in Tikar, unserm eigentlichen Arbeitsgebiet.

Die Straße zwischen Bamum und Ngambe hatte Professor Hassert auf unserer Reise 1908 topographiert; so begannen wir mit Aufnahmen und anderen Wegarbeiten erst von Ngambe an, dessen geographische Breite festliegt. Stundenlang zogen wir durch sumpfige Wälder, aus denen einzelne Waldriesen in einem Gewirr halbhoher Bäume, dichten Unterholzes und engverstrickter Schlingpflanzen emporstrebten. Oft ging der Weg in sandigen Bachläufen entlang. Beim ersten Sehen erinnerte dieser Flußwald in seinem ganzen Habitus an den des Küstentieflands. Gerade die ausgedehnte Waldbedeckung mußte uns gleich beim ersten Betreten des Ost-Mbamlandes in die Augen fallen; kamen wir doch aus den waldarmen, verhältnismäßig dürren Hochländern im Dschang- und Bamenda-Bezirk, in denen Holz selbst für den Schwarzen ein Wertgegenstand ist.

Aus dem Wald traten wir auf die offene, verbrannte Baumsavanne; schmale Galeriewälder erfüllten als dunkle Schlangen niedrige Senken. Im dichten Dunst der trockenen Luft sahen wir in der Ferne die zarten Umrisse einzeln stehender, niedriger Berge. Die schwachwellige Ebene liegt in einer Meereshöhe von 700—800 m.

Sehr ermüdet kamen wir spät am Abend des 1. Februar in Ngambe, der ersten großen Tikarstadt an. Unsere Bamumleute aber wollten sofort ihren Lohn und noch in der Nacht bis zum Mbam zurück. So ist es uns fast bei jedem Trägerwechsel ergangen: die Sehnsucht nach der Heimat besiegt beim Neger alle Müdigkeit.

Ngambe ist für die Arbeiten unserer Expedition ein wichtiger Punkt geworden. Wir sind zweimal dahin zurückgekehrt; und wenn man die Tage unseres dreimaligen Aufenthalts zusammenrechnet, kommt ein voller Monat heraus. Zwei unserer tüchtigsten und zuverlässigsten Leute, die 8 und 10 Monate in unseren Diensten standen, stammen aus Ngambe; aus ihren Erzählungen haben wir das meiste entnommen über die Geschichte, das Wirtschaftsleben, die materielle und geistige Kultur des Tikar-Volkes. Natürlich wurde jede ihrer Angaben durch wiederholtes Fragen bei verschiedenen Leuten nachgeprüft.

Ich will nicht im Laufe der Reiseschilderung immer wieder von diesen ethnologischen Arbeiten im einzelnen berichten und gebe daher gleich hier eine kurze Darstellung der Ethnologie der Tikar im Zusammenhang. Die vergleichende Bearbeitung unserer Erkundungen und der vorhandenen Literatur wird in einem späteren Teil des Reisewerks veröffentlicht werden. In der Hauptsache hat meine Frau diese Erkundungsarbeiten ausgeführt.

Das Volk der Tikar zerfällt in die politischen Gemeinschaften von Bamkin, Bengbeng, Njua, Lomonji, Jakong, Ngambe, Bukamba und Ditam. Über jeden dieser Stämme herrscht ein Häuptling. Als der vornehmste unter

ihnen gilt der von Bamkin, weil er der erste wirkliche Häuptling in Tikar war, ohne daß jedoch heute die anderen von ihm abhängig sind. Die Tikar müssen schon sehr lange in ihrem jetzigen Land heimisch sein, das annähernd die Stromgebiete des mittleren Mbam und des Kim umfaßt; denn die Häuptlingsfamilien von Bamum und von Bansso sollen, ihrer eigenen Tradition nach, vor fünf Menschenaltern von dem damals schon großen Häuptlingsort Bamkin ausgewandert sein und in ihrem heutigen Wohngebiet sitzende Stämme unterworfen haben. Von den Wanderungen der Wute, der Fuk, der Mbum haben wir einigermaßen sichere Tatsachen in Erfahrung gebracht, die Erinnerung daran ist im Bewußtsein dieser Negervölker ganz lebendig. Die Tikar aber haben uns alle, so oft wir sie danach fragten, geantwortet, daß ihre Vorfahren schon sehr lange in diesem Lande gelebt hätten, daß keine Überlieferung oder Sage von einer früheren anderen Heimat oder von Wanderungen erzähle.

Vor der Zeit der großen Kriege mit Tibati sind die Tikar viel stärker zersplittert gewesen als heute, sie haben unter einander häufig Krieg geführt, jeder größere Ort war mit Wall und Graben umgeben, immer versuchte ein Häuptling den Nachbar zu unterwerfen. Erst das Herandrängen der Reiterscharen von Tibati zwang sie in festere, dauernde Verbände zusammen. Die deutsche Herrschaft, die den Lamido vertrieb, hat die damaligen großen Häuptlinge bestätigt, so daß seitdem Änderungen in den politischen Verhältnissen nicht mehr eingetreten sind.

Die auffallende Tatsache, daß Morgen, der als erster Europäer von zerstörten Städten und unterworfenen Häuptlingen in Tikar berichtet, nichts erwähnt von einer Belagerung des großen Ortes Ngambe, erklärt sich daraus, daß — nach den übereinstimmenden Äußerungen unserer Ngambe-Leute — in der Zeit von Morgens Reise der Häuptling Ngambe noch herzliche Freundschaft zu Mamalamu, dem Lamido von Tibati, heuchelte, die er aber nur benutzte, um seine Stadt mit Wallgräben zu befestigen und zu verproviantieren. Plötzlich hat er dann, über Nacht, dem Tibati Freundschaft und Gefolgschaft gekündigt. Eine jahrelange Belagerung folgte, bei der sich die Einwohner von Ngambe trotz Krankheit und Hunger bewundernswert hielten. Ihre westlichen Nachbarn brachten ihnen aus Bamum heimlich Waffen und Lebensmittel in die Stadt. Vom Entsatz durch die Deutschen berichtet Dominik in seinen „Kriegs- und Friedensjahren in Kamerun“.

Die Zahl der Tikar schätze ich jetzt, ohne mich dafür verbürgen zu können, auf 10000—15000 Köpfe, sie muß früher erheblich größer gewesen sein; aber die jahrelangen Kriege mit den Tibati, die mit den in Tikar unbekannten Giftpfeilen kämpften, und große Seuchen, Dysenterie und Pocken, haben das Volk stark dezimiert. Die Tikar selber behaupten, daß seit der Pockenimpfung und dem Frieden unter der deutschen Herrschaft die Bevölkerungsbewegung langsam wieder im Ansteigen begriffen sei.

In seiner äußeren Erscheinung ist der Tikar nicht so groß und kräftig wie der Bamum und der Wute. Die Tikar sind von zarterem Körperbau, und wenn ab und an besonders hochgewachsene Gestalten vorkommen, so zeichnen sie sich durch schmale Geschmeidigkeit aus [Tafel 13]. Lebt der Tikar



M. P. Thorbecke phot.

Junge Tikarmänner

Hamburg: L. Friederichsen & Co.



Tikarfrauen

M. P. Thorbecke phot.

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

auskömmlich und leidet er nicht an Hunger und unter schwerer körperlicher Arbeit, so neigt er in mittleren Jahren zur Behäbigkeit, ohne dabei wirklich fett zu werden. Trotzdem ist er als Arbeiter sehr kräftig und zuverlässig, als Träger marschiert er rasch und willig.

Ich schreibe diese körperliche Tüchtigkeit dem Umstand zu, daß in Tikar der Mann, im Gegensatz zu den Negern des Grashochlands der Bezirke Dschang und Bamenda, nicht ein faules, arbeitsloses Dasein führt und die schwere Feldarbeit nicht den Frauen überläßt, sondern selber den Wald rodet, selber den Boden umhackt, selber die schweren Erntearbeiten verrichtet. Die Frauen [Tafel 14] sind beim Bestellen der Felder mehr Gehilfinnen, bei der Ernte machen sie nur die leichtere Arbeit; ihre Hauptaufgaben sind mehr häuslich, denn in Tikar wird großer Wert auf eine nahrhafte, abwechslungsreiche und schmackhaft zubereitete Kost gelegt. Zur täglichen Mahlzeit gehört vor allem das „Fufu", eine Art gekochtes Brot, das aus Mais- oder Hirsemehl hergestellt und heiß gegessen wird. Je nach der Jahreszeit bilden frische Gemüse, Fische, Eier, Wild- oder Hühnerfleisch die Zukost, die mit den verschiedenartigsten Gewürzen bereitet wird.

Die zahlreichen Flüsse im Tikarland sind sehr reich an großen, wohlschmeckenden Fischen, die mit oft riesigen Reusen und mit Handnetzen gefangen werden. Als jagdbares Wild kommen verschiedene Arten von Antilopen, ein großer Wasserbock, das große schwarze Sumpfschwein, das rote Pinselohrschwein, der schwarze und der gefährliche rote Büffel vor; Perlhühner und Feldhühner beleben Savannen und Felder. Dem Büffel wird mit einem starken Speer an langem Schaft zu Leibe gegangen, alles andere Wild mit Pfeil und Bogen gejagt. Ab und an soll auch noch der Elefant vorkommen; ihn sucht man nach Haussahart mit vergifteten Pfeilen in den Fuß zu schießen.

Von einer eigenen Kleidung oder Tracht der Tikar kann heute kaum mehr die Rede sein; die kurzen, ärmellosen oder aber die langen, faltenreichen Gewänder der Haussah und ihre weiten Pluderhosen, auch schon europäische Jacken und Hosen, haben die früheren einfachen Schurzfelle aus Rindenstoff oder selbstgewebter Baumwolle längst verdrängt. Die Weiber sind früher fast nackt gegangen, eine Hüftschnur mit einer winzigen Schürze aus Baumwollfransen war ihre einzige Bekleidung; heute tragen sie gern große, buntgestreifte Baumwolltücher, europäischen, meist englischen Ursprungs, die sie nach Art der Haussahweiber unter den Armen durch über der Brust binden.

Große Sorgfalt verwenden die Tikarweiber auf kunstvolle Haarfrisuren, bei denen sie meist noch den alten, heimischen Formen treu bleiben. Die Männer scheren sich die Köpfe kahl oder lassen, je nach Laune, einen kleinen Schopf stehen, der wächst und in einen etwa 10 cm langen Zopf geflochten wird; oder sie behalten ein bis drei talergroße, krause Haarstellen auf der Höhe des glatt rasierten Schädels.

Ganz allgemein ist Vielweiberei gültig und erlaubt, wird jedoch nicht immer geübt. Die Häuptlinge und die Großen haben meist 20—100 Frauen, vielleicht auch mehr, die es jedoch mit der verlangten ehelichen Treue nicht sehr genau zu nehmen scheinen. Sehr häufig findet man Einehen; manche

Frauen sind so eifersüchtig, daß sie, sobald der Mann eine zweite Frau nimmt, in das Haus ihrer Eltern zurückkehren, wo sie mit Freuden wieder aufgenommen werden. Schlägt ein Mann seine Frau, so ist das nach altem Tikar-Recht für sie, falls ihr nicht Ehebruch nachgewiesen werden kann, ein Rechtsgrund, den Mann zu verlassen und zu den Eltern zurückzukehren. Die Tikarfrau behält in weit höherem Maß, als das bei anderen Stämmen zu sein scheint, ein Selbstbestimmungsrecht; sie wird nicht, wie sonst üblich, mit großen Geldsummen oder mit Vieh gekauft, sondern vor der Heirat, die ohne jede Feierlichkeit vollzogen wird, werden den Eltern der Braut einige kleine Geschenke, eine Ziege, ein Stück Stoff, Palmöl, Hühner, im Wert von 20, höchstens 40 Mark gegeben, oder nach der Heirat wird diese kleine Summe abgearbeitet. Was die Frau an Haushaltungsgerät mit in die Ehe bringt oder in ihr an Geschenken erhält, bleibt ihr persönliches Eigentum auch bei einer späteren Trennung.

Siedelung und Hausbau überraschen den von Westen Kommenden wohl am meisten. Ganz anders als bisher sehen die menschlichen Wohnstätten beim Betreten des Tikarufers aus. In geschlossenen Ortschaften, hinter Wall und Graben wohnen die Leute dicht bei einander, meist in kleinen Rundhütten, wie ich sie ähnlich weiter westlich nur bei den Bakossi auf dem Manenguba-Hochland sah. Das quadratische Haus mit hohen Wänden und steilem Kuppeldach, die Schnitzereien, die Stützpfosten und die reichen schwarzgelben Grasfriese, die das Bamumhaus zieren, diese vollendetste Form des Graslandhauses, sind verschwunden.

Der Tikar baut die im Sudan häufige Kegeldachhütte [Tafel 15, Abb. 1]. Zwei Meter hohe, dünne Baumstämme und starke, daumendicke Grashalme, die an feuchten Stellen auf der Savanne wachsen, werden um einen dicken Mittelpfahl im Kreis in den Boden gerammt, so daß sie nur etwa $1\frac{1}{2}$ m hervorragen. Vorn und hinten wird eine Türöffnung frei gelassen. Auf diesem niedrigen Wandgerüst ruht das Gestänge des Kegeldachs, dessen einzelne Sparren am Ende des Mittelpfostens zusammengebunden werden. Die Wand wird mit Lehm verschmiert und das hohe Dach dicht mit Gras gedeckt, das oft bis fast auf den Boden herabhängt. Über den Türöffnungen ist es etwas weggeschnitten, doch kann ein Mensch nur gebückt das Innere der Hütte betreten, in die nur wenig Tageslicht eindringt. Das Tikarhaus wird durch eine mannshohe, im Bogen um den Mittelpfahl geführte Wand in zwei Räume zerlegt, den Kochraum, der etwa $\frac{2}{3}$ einnimmt und in dem der Mahlstein den besten Platz hat, und in den Schlafraum mit dem Bett aus Raphia-Stangen und einer kleinen Feuerstelle, auf der allnächtlich wärmendes Feuer brennt. Über dem Schlafraum ist auf Holzbalken ein Zwischenboden aus Grasgeflecht eingefügt, der als Kornspeicher dient. Im Kochraum stehen an den Wänden auf niedrigen Lehmbänken schöne, große Tongefäße für Wasser, Fufu, Palmwein und Hirsebier; kleinere Töpfe, in denen Fleisch, Fische, Palmöl und andere Leckerbissen aufbewahrt werden, hängen in Mannshöhe über der Herdstelle in einer geflochtenen Krippe, niedrige Lehmhocker laden zum Sitzen ein.

Ganz neu war uns die Verzierung der Außenwände mit einfachen plastischen Ornamenten aus dem Lehm des Bodens oder mit Zeichnungen, die mit einem



*M. P. Thorbecke phot.*

*1. Gerüst einer Tikarhütte*



*M. P. Thorbecke phot.*

*2. Zeichnungen an der Wand einer Tikarhütte*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*



*M. P. Thorbecke phot.*

*Tikar-Dorf*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*

weißen, aus Asche und Wasser gemischten Brei oder mit gestoßenem Rotholz auf die meist graugelben Wände aufgetragen werden [Tafel 15, Abb. 2]. In wenigen Strichen stellen sie immer Menschen oder Tiere dar; wo die Kunstfertigkeit nicht ausreicht und doch der Wunsch nach Ausschmückung des Hauses rege ist, werden die Lehmwände ganz einfach mit senkrechten weißen Streifen bemalt.

Größere Gehöfte, aus einem Männerhaus und den Weiberhäusern bestehend, sind mit hohen Zäunen aus Gras umgeben, die zwischen dünnen Querstangen an unbehauenen, in den Boden gerammten Stämmen befestigt werden [Tafel 16]. Ins Häuptlingsgehöft oder das eines Großen, dessen Zaun 2—3 m hoch, führt ein besonderes, hohes Torhaus mit grasgeflochtenem, bretzelförmigem Firstschmuck.

In allen Handfertigkeiten sind die Gebiete von Mann und Frau streng geschieden. Der Frau fällt hauptsächlich die Töpferei zu, die sie mit großer Geschicklichkeit und viel Geschmack ausübt. Die ohne Töpferscheibe frei mit der Hand geformten, verschiedenartigsten Gefäße werden an der Luft getrocknet, und dann im Feuer gebrannt, wodurch sie so haltbar werden, daß sie auch auf starkem Holzfeuer nicht springen.

Die Männer flechten Körbe und Matten, die Frauen flache Strohteller und Basttaschen. Schmiedekunst und Gelbguß sind Domäne des Mannes, und Schmied und Gelbgießer stehen in hohem Ansehen. Besonders berühmte Schmiede ritzen auf den von ihnen verfertigten Waffen ihr Zeichen ein. Doch hat die Herstellung von Speeren und vor allem von Schwertern sehr nachgelassen, die meisten Aufträge gibt dem Schmied heute der friedliche Feldbauer, der Äxte zum Fällen der Bäume und breite, muschelförmige Hacken zum Aufbrechen des Bodens braucht.

Heimisch und bodenständig scheint bei den Tikar der Gelbguß zu sein. Ziemlich sicher ist er von hier nach Bamum gelangt und dort zu besonderer Blüte gediehen, wo er in der Holzbildnerei gute Vorbilder traf; hat uns doch Njoja erzählt, daß seine Vorfahren die Kunstfertigkeit des Gelbgusses aus Bamkin mitgebracht hätten. Doch scheint in Tikar, wie überall, in den letzten Jahren, vielleicht schon Jahrzehnten, die Kunst — so darf man den Gelbguß wirklich nennen — stark in Verfall geraten, zum Teil schon in Vergessenheit gesunken zu sein. An Stelle der schönen Glocken, die früher am Schwertknauf getragen wurden, der durchbrochen gearbeiteten, riesigen Armbänder, die wie Filigranarbeit anmuten, der feinen Fingerringe, der mit merkwürdigen Tiergestalten, meist Vögeln, verzierten Tabakpfeifen werden jetzt höchstens einfache Pfeifen und dünne Armreifen in ziemlich plumper Technik hergestellt. Ich glaube aber, daß die weniger feine, weniger sorgfältige Ausführung der Ornamente hauptsächlich an dem schlechten Metall liegt, das die Gelbgießer heute verwenden. In früheren Zeiten haben sie bei den wandernden Haussah Barren reineren Messings oder Bronze teuer gekauft; das gute, leicht-flüssige Metall konnte die feinen Formen des Wachsmodells tadellos wiederholen. Wenn man heute einem Gelbgießer zuschaut, sieht man, daß er europäische, schon verarbeitete Messingbronze, wie Türscharniere, Klinken, Gewehrschlösser, Patronenhülsen, Kofferschlösser und ähnliche Dinge einschmilzt und wieder verarbeitet. Wahrscheinlich ist deren

Material nicht so gut gemischt und daher nicht so geschmeidig, wie das alte, die Ornamente kommen oft unklar heraus, und in den glatten Flächen entstehen häßliche Unebenheiten.

Es ist uns gelungen, noch eine große Sammlung gut gearbeiteter, alter Tikar-Bronzen zu erwerben, freilich zu verhältnismäßig hohen Preisen; denn die Leute sind der Meinung, daß der Käufer für einen Gegenstand aus Metall wieder Metall, also Geld, geben müsse. Und so haben wir für schöne Glocken und kunstvolle Armbänder oft 20 und 30 Mark bezahlt.

Holzschnitzerei betreiben die Tikar so gut wie gar nicht. Das einzige, was uns in dieser Art vor Augen kam, waren geschnitzte Weiberköpfe, die als Tanzmasken über einer Grashalskrause auf dem Kopf getragen werden.

Die alten Staats- und Rechtsverhältnisse des Tikar-Volkes sind klar und einfach. Die Häuptlingswürde vererbt sich; der Häuptling ist der oberste Richter und der einzige Herr über Leben und Tod. Unter den Edeln des Volkes sucht er sich seine Berater aus. Stirbt er ohne männliche Verwandte, so wird einer dieser Großen sein Nachfolger. Die große Masse des Volkes hat in einem Hörigkeitsverhältnis zu den Edeln gestanden, das jedoch nicht als Sklaverei anzusehen ist, denn es stand dem Herrn nicht zu, seine Untergebenen zu verkaufen. Verkauft wurden nur Kriegsgefangene oder Verbrecher, über die der Häuptling diese Strafe verhängte. Eine wichtige Rolle spielt der Wächter der Häuptlingsgräber, zu dem ein alter Vertrauensmann des eben Regierenden gesetzt ist. Ihm erscheint im Traum der Verstorbene und gibt ihm Ratschläge für den Nachfolger. Dies Amt wird natürlich oft zu politischen Umtrieben mißbraucht.

Mit wirklicher Bewunderung haben uns die religiösen Anschauungen der Tikar erfüllt, die mit Fetischismus nichts gemein haben. Sie fürchten wohl einzelne böse Geister und Zaubereien, aber ihren obersten Gott denken sie sich als einen Geist, der im Wasser lebt und den Feldern Fruchtbarkeit schenkt. Man opfert ihm Hirsebier und bittet ihn um Reiseschutz, Nachkommenschaft, Genesung von Krankheit, kurz um Alles. Als eine Art Schutzheilige gelten die Geister der Ahnen, die man in Gefahr um Hilfe anruft.

Je länger wir unter diesen Leuten geweilt haben, um so sympathischer sind sie uns geworden; nicht umsonst stehen sie bei allen ihren Nachbarn im Ruf ganz besonderer Klugheit. Ihre Zuverlässigkeit aber geht nicht über das hinaus, was man vom Neger an sich erwarten darf.

Die Zeit in Ngambe verging rasch genug; die neue, fremdartige Umgebung fesselte und interessierte uns sehr. Täglich kam der Häuptling Fhonga, den unsere vielen Tauschwaren ungeheuer lockte. Hier hat uns zum ersten Mal ein schwarzer Fürst unumwunden gesagt, wir möchten unser Geld behalten und ihn lieber mit Velvet, Baumwollstoffen, Messern, Spiegeln und Tabak bezahlen.

Er trug einen auffallenden Schmuck, den wir später in Ditam wiedersahen, und den auch der Bamkin-Häuptling besitzen soll: eine Kinnbinde, die wie ein farbiger Stachelbart aussieht, kunstvoll aus langen und kurzen Glasperlen zusammengesetzt [Tafel 21, Abb. 1].

Rascher, als wir gedacht, wurde die Trägerfrage gelöst. Wir konnten schon nach fünf Tagen eine Karawane mit 60 Lasten nach Joko vorausschicken. Ein Teil des Gepäcks wurde auf der Baptisten-Mission deponiert, und, als am 8. Februar zwei Polizeisoldaten eintrafen, die uns der Stationsleiter von Joko zur Verfügung stellte, brachte der Häuptling auch die Träger für uns. Wir schulden der Regierungs-Station Joko den größten Dank; nur durch ihre Unterstützung konnten wir Gedanken und Kräfte ganz auf die Arbeit richten. Wer einmal im Innern Kameruns gereist ist, weiß, welche Wunder die rote Mütze des Soldaten bewirkt: sie ist dem Neger das Zeichen der deutschen Macht; sie fürchtet und achtet er; der Weiße an sich flößt ihm wenig Scheu ein. Wir haben auf der Reise häufig Träger gewechselt, Bergführer gebraucht, zugewachsene Wege reinigen und neu aushauen lassen, Verpflegung von weit her bestellt. Steht der Soldat im Hintergrund, geht alles glatt, ohne ihn kostet es Stunden und Tage des Überredens und Drängens. Auch die eigenen Leute gehorchen dem Soldaten fast instinktiv besser als dem oft landfremden Vormann oder Führer. „Headleute“ und Dolmetscher desselben Stammes aber machen fast stets mit ihren Volksgenossen gemeinsame Sache oder hetzen gar die Häuptlinge gegen den Weißen auf.

Von Ngambe ab wurde die Expedition für eine Weile geteilt, um in den Monaten, die uns vom Beginn der großen Regenzeit trennten, ein möglichst großes Gebiet bearbeiten zu können. Mitbestimmend war die Erfahrung, daß zwei kleine Karawanen in getrennten Gebieten leichter verpflegt werden können als eine große.

Waibel erhielt den Auftrag, südwärts zu marschieren, die Route an das in seiner Breitenlage bekannte Ditam anzuschließen und über den Inselberg Jessom nach Linde am Südfuß der Ndomme zu ziehen. Im nächsten Kapitel berichtet er über diese Reise selbst. Ich wollte mit meiner Frau den nördlich und nordwestlich von Ngambe gelegenen Teil des Tikarlandes durchforschen, von dem die Karten nur ein sehr ungewisses Bild gaben.

Am frühen Morgen des 11. Februar standen die beiden Karawanen zum Abmarsch gerüstet. Fertig gesattelt stand der junge Fullah-Hengst auf der einen Seite, die hohe, schlanke Stute und das kleine Lakka-Pferd auf der anderen. Noch ein fester Händedruck, ein letztes „Lebewohl, Glückauf und guten Erfolg“, dann trennten wir uns.

Durch den Nordost-Ausgang der Stadt Ngambe erreichten wir über Wall und Graben die offene Savanne; ein schmaler Negerpfad, vor dem Häuptling und Dolmetsch mit Recht gewarnt hatten, war steinig und voll Löcher auf den dürren, flachen Grasrücken, führte steil in dicht verwachsene Bachschluchten hinein, über gefallene Baumstämme, durch Schlingpflanzen und Gestrüpp. Meine Frau übernahm das botanische Sammeln, ich begann mit Topographieren. Doch war die Luft jetzt, in der Höhe der Trockenzeit, so dunstig, daß ich mich an manchem Tag auf das Aufnehmen des Weges beschränken mußte, an das Anpeilen eines Berges oder ferneren Punktes war oft nicht zu denken. Unser erstes Quartier war in dem kleinen Farmdorf Umo, das mitten im dichten Wald auf tiefschwarzem, fruchtbarem Boden liegt. Umo, ein Tikar-Großer aus

Ngambe, wohnt hier mit seiner Familie und einigen Gefolgsleuten; er war einer der ersten, die nach Beendigung der Fullahkriege die Stadt wieder verließen, um zwischen den Äckern nach alter Tikarsitte sein kleines Reich selbständig zu verwalten. Selbst dieses kleine, nur aus zehn Hütten bestehende Dorf war von einem Wallgraben umgeben.

Trotz des diesigen Wetters konnten wir am zweiten Tag unser Ziel, den Njua, den höchsten der Inselberge Tikars, sichten und anpeilen. Wie ein breiter, massiger Klotz, mit fast senkrechten Wänden, lag er dunstig in der Ferne, zart und undeutlich nur hoben sich seine Umrisse vom Graugelb der zitternd heißen Luft ab. Am anderen Morgen kamen wir ihm rasch näher, immer gewaltiger hob er sich über die flachen Wellenberge der gelben Savanne, die dunklen, walderfüllten Wellentäler der Bachschluchten, wie eine Insel über dem Meer, ein typischer „Inselberg". Von einer flachen Anhöhe hatten wir freien Blick auf das ganze mächtige Bergmassiv, konnten eine Gliederung in ihm erkennen und gewahrten eine breite, talartige Öffnung im oberen Teil der steilen Wände. Gelbverbranntes Gras bedeckt auch am Berg die Hänge, ein waldiger Gürtel zieht sich rings um den Fuß, schmale Waldstreifen kriechen in jedem Rinnsal empor, das vom Berge kommt, auf den Höhen steht nacktes Gestein in riesigen, kahlen Felswänden an [Tafel 17].

Ich stellte den Peiltisch oder Kompaß auf und maß die Höhe des Beobachtungspunktes; meine Frau zeichnete ein genaues Profil des Gebirges, in das die Waldbedeckung, nach der man die Wasserläufe in der Savanne ziemlich sicher bestimmen kann, mit grünem Farbstift eingetragen wurde. Dann verglichen wir sorgfältig Bild und Natur, ich bestimmte die Richtung der einzelnen Punkte, meine Frau trug die Zahlen in die Zeichnung ein. Wir hatten uns rasch eingearbeitet und behielten diese Arbeitsweise auf der ganzen Reise bei.

Diese ersten Wandertage in Tikar bereicherten vor allem die botanische Sammlung. Auf der vor kurzem erst von den Eingeborenen gebrannten Savanne waren zahllose Kinder der Steppenflora emporgeschossen, darunter viele Zwiebelgewächse, und blühten mit zarten lila, rosa und blauen Blüten zwischen den dürren, verkohlten Grashalmen. Auch die vielen Bäume, die auf der Savanne wachsen, bedeckten sich mit jungem Laub und trugen entzückende, zartfarbige Blüten und Blütendolden. Dies Treiben und Wachsen fiel uns umso mehr auf, als noch kein Tropfen Regen gefallen war.

Wir befragten unsere Leute nach dem Eintritt der ersten Regen, und hörten, daß in diesem Jahr die Trockenheit länger als gewöhnlich dauere, sonst kämen die ersten, vereinzelten Gewitter schon im Monat vorher.

Das kleine Dorf Njua kann sich in keiner Weise mit Ngambe messen. Es besteht aus einer einzigen langen Dorfstraße, an ihren beiden Seiten liegen etwa fünfzig kleine Kegeldachhütten, mitten unter der typischen Mischkultur von Nutzpflanzen, die der Tikar in der Nähe seines Hauses liebt, um stets von jeder Art Lebensmittel etwas zur Hand zu haben. Ölpalmen, Papaya-Bäume, Kassada-Stauden, Makabo, Süßkartoffel, Hirse, Mais, Kürbis und Gewürzpflanzen, alles steht im bunten Durcheinander beisammen. Die größeren Äcker liegen nur wenige Minuten vom Dorf entfernt auf dem tiefschwarzen, gerodeten Wald-



*M. P. Thorbecke phot.*

*Inselberg Njua*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*

boden; auf alten, vor Jahren aufgelassenen Feldern sind zahlreiche Ölpalmen angepflanzt, die aber hier zu Lande soviel ihres Saftes, des begehrten Palmwein lassen müssen, daß die meisten Früchte verdorren und nur wenige zur Reife kommen.

Die meisten Njua-Leute sitzen weit zerstreut auf kleinen Farmdörfern; mit unfehlbarer Sicherheit sucht der Tikar stets das fruchtbarste Land für die Siedelung aus, feuchte Bachniederungen oder waldige Stellen, auf denen die Äcker 4—5 Jahre Ertrag liefern, während Felder, die in der Savanne angelegt sind, schon nach zwei Jahren einer vierjährigen Brache bedürfen.

Draußen vor dem Dorf ließen wir eine flache Höhe von Buschwerk und Bäumen freischlagen und errichteten ein hohes Signal aus Stangen mit einer weißen Flagge, das beim Arbeiten auf dem Berg als Peilmarke dienen sollte.

Unsere Absicht, das bisher noch von keinem Weißen bestiegene Gebirge zu untersuchen, stieß auf entschiedenen Widerstand der Dorfbewohner. In der Zeit der Fullahkriege war der steile, unzugängliche Berg ihre sichere Zuflucht gewesen, sie wollten darum die Pfade hinauf nicht verraten. Alle Versprechungen, die wir dem Häuptling machten, blieben wirkungslos; er und seine Leute wiederholten stets, der Berg sei der Sitz böser Geister, wer hinauf steige, müsse sterben. Erst die Drohung, daß wir so lange in seinem Dorf bleiben würden, bis er uns den Weg zeige, und daß er täglich die Verpflegung für unsere Leute liefern müsse, bewog ihn, nachzugeben und uns einen Bergführer zu stellen.

So brachen wir in der Frühe des 16. Februar auf und erklommen in stundenlangem, anstrengendem Anstieg einen der Rücken, die die talartige Einsenkung im Gebirgsrand begleiten. Oben gewannen wir einen ausgezeichneten Überblick über den mächtigen Inselberg, der bereits viel stärker zertalt ist, als es von unten den Anschein hat. Eine breite Senke, deren Sohle etwa 200 m unter uns lag, trennt den südlichen Teil des Gebirges als Kette vom nördlichen, viel höheren ab, den wir von unserem Aussichtspunkt aber nicht übersehen konnten, weil wir noch zu niedrig standen. Wir erkannten nur, daß der oberste Teil dieses geschlossen wirkenden Klotzes mit denselben glatten Felsmauern über dem inneren Tal stand, wie die Außenseite des Gebirges über der Ebene draußen. Unser Signal konnten wir genau erkennen, es gab uns Anschluß an unsere Route in der Ebene.

Im Westen lag dieselbe Reihe von Inselbergen in der Ferne, die wir schon vom Signal aus gesehen hatten, und die, anscheinend weniger hoch und massig als der Njua, diesen im Halbkreis umgaben. Ihre Lage, ihre Namen verriet keine Karte, nur die beiden unbedeutendsten, Bengbeng und Lomonji, waren bisher bekannt geworden; die so charakteristischen Linien und Formen der Wawue und Tsimklong, der Nkang, Bandum, Dië, Bassa und Baga hatten anscheinend die diesige Luft der Trockenzeit und die dichten Nebel und schweren Wolken der Regenzeit dem Auge der früher hier durchziehenden Europäer verborgen. Auch wir hatten 1908 von all diesen Bergen nichts gesehen.

Durch einen wahren Wald von riesigem, ungebranntem Gras kamen wir mehr gleitend als gehend zu Tal und erreichten erst in der Dunkelheit Dorf und Zelt. Unsere Leute hatten beim Abstieg das trockene Gras hinter uns angezündet; als wir unten ankamen, stand der ganze Berg in lodernden Flammen.

Nach drei Tagen ging es wieder zu Berg, wir wollten den höchsten Teil gewinnen und richteten uns für einige Nächte auf der Höhe ein. Das erste Drittel ging es verhältnismäßig wenig steil bergauf, durch dichten Wald und über felsbesäte Grasflächen, vorbei am geheimnisvoll in dunkelm Dickicht gelegenen Platz der Häuptlingsgräber, die von einem zahnlosen, weißhaarigen Greis und seinen beiden ebenso alten Weibern bewacht werden. Bald kamen wir an die steilen Felswände, an denen wir, über riesige abgestürzte Blöcke, auf schmalem, kaum sichtbarem Pfad langsam in der heißen Sonnenglut aufwärts klommen [Tafel 18, Abb. 1].

Für unsere Träger war dieser Anstieg selbst mit halben Lasten sehr anstrengend. Gegen Mittag kamen wir oben an, bald war ein geeigneter Lagerplatz bei einem kleinen, sumpfigen Wasser gefunden. Zelt, Bett oder Stuhl gab es nicht, aus Knüppeln und zwei Zeltbahnen wurde ein primitives Schutzdach für die Schlafsäcke errichtet, die sehr frugalen Mahlzeiten auf der Erde eingenommen. Noch am Nachmittag hatten wir von dem hohen Felsturm über dem Häuptlingsdorf und von einer runden Kuppe am Ostrand einen vorzüglichen Überblick über diesen höchsten Teil des Gebirges. Seine Oberfläche ist flachwellig und mit Gras bedeckt, das zwischen rostrotem, merkwürdig bröckelig verwittertem Granit in Büscheln oder Bulten emporwächst. Die wenigen Gewässer schleichen auf der Fläche träge dahin und sind stark versumpft; wirres Gestrüpp und niederer Wald begleiten sie. Auffallend waren die vielen Termitenbauten, mit denen die flachen Höhen förmlich übersät waren. Felstürme stürzen an vielen Stellen fast senkrecht ab [Tafel 18, Abb. 2], das Gestein, ein sehr grober, heller Granit, ist in mächtige Blöcke zerklüftet, an denen wir deutlich eine schalige Verwitterung beobachten konnten, eine Folge der schroffen Temperatur-Unterschiede zwischen Tag und Nacht, hier oben bis zu 30°.

Am nächsten Tag überquerten wir die obere Fläche und standen mitten in der phantastischen Felswildnis, die über dem Absturz zu dem inneren Tal des Njua liegt. Schalen von Meterdicke sind hier von den gewaltigen Felswänden abgesprungen; die Sprungränder sind glatt und scharf und noch nicht von den sonst häufigen Flechten überzogen, ein Beweis für ihre Entstehung in der Gegenwart.

In dieser Nacht beobachteten wir als Minimal-Temperatur nur 7° C, die Lufttemperatur des Mittags betrug 36°; die Strahlung war natürlich noch erheblich größer.

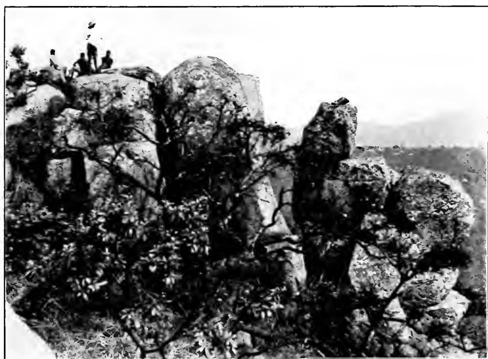
Leider hatten wir vom höchsten Felsturm gar keine Fernsicht. Die an sich schon dunstige Luft war erfüllt mit wahren Wolken von Asche und Staub, die von einem Grasbrand herrührten, den unsere eigenen Leute angelegt hatten, um den Lagerplatz vom Gras zu säubern und den Weg zu den Felsen leichter gangbar zu machen. Topographisches Arbeiten war für diesen Tag vereitelt. Um so eingehender konnten wir die Felsformen beobachten, die großartigen Türme und mächtigen Schalen, die fast vegetationslos wie Zyklopenmauern um das Hochtal standen [Tafel 19, Abb. 1 und 2].

Der Abstieg am dritten Tag unserer Bergwanderung führte uns durch ein schmales, sich immer tiefer einschneidendes Tal, dessen Gewässer sich durch



M. P. Thorbecke phot.

*1. Steile Felswand am Njua*



M. P. Thorbecke phot.

*2. Zerklüftete Felstürme des Njua*

Hamburg: L. Friederichsen & Co.



*M. P. Thorbecke phot.*

*1. Felswand und Blockmeer auf dem Njua*



*M. P. Thorbecke phot.*

*2. Schalige Verwitterung im Granit des Njua*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*

eine enge Schlucht in einem Fall in das große, weite Haupttal ergossen. Der Marsch durch dieses Seitental war ein fortwährender Kampf mit den riesenhaften Graswäldern, die in der Nähe der Gewässer wuchsen; 4—6 m mochten die einzelnen Halme hoch sein, ihre Schäfte waren fingerdick und standen ungewöhnlich dicht. Die vier Leute, die wir bei uns behalten hatten, während die übrige kleine Karawane auf dem Weg der vorhergehenden Tage zum Dorf zurückkehrte, konnten nur mit äußerster Anstrengung mit Füßen und Haumessern einen schmalen Pfad durch die Graswildnis brechen. Nach stundenlangem Gehen erreichten wir endlich, wie beabsichtigt, den Peilpunkt unserer ersten Bergbesteigung, die Routen-Aufnahmen waren dadurch zu einem Ring geschlossen.

Die zahlreichen, mit Siedethermometern ausgeführten Höhenmessungen ergaben nach dieser Erstbesteigung des Njua-Gebirges eine absolute Höhe von rund 1500 m; es ist somit die höchste Erhebung des Tikar-Landes und übertrifft, wie wir später feststellten, selbst die Gipfel der Ndomme an Höhe. Nur weiter im Süden, in den „Ngutte-Bergen“, bestiegen wir später noch höhere Gipfel.

Unser nächstes Wanderziel war das Dorf Lomonji, in 1000 m Meereshöhe auf der bedeutendsten Erhebung einer zusammenhängenden Berggruppe gelegen; ein steiler Anstieg führt hinauf. Dorf und Berg werden, ebenso wie das später von uns besuchte Bergdorf Bengbeng, in der Literatur erwähnt, so von Morgen[1] und Guillemain[2], die Höhe und Schroffheit des Berges von Lomonji besonders betonen. Tatsächlich sind gerade diese beiden Berge die unbedeutendsten und wenigst steilen in der ganzen Kette von Inselbergen um den Njua. Nur die Tatsache, daß auf ihnen größere Ortschaften an Straßen liegen, die von rasch durchreisenden Europäern berührt werden, hat ihre Namen bekannt gemacht. Uns lockte es, dem Verlauf dieses Kranzes von Inselbergen zu folgen, ihre Lage zu einander festzustellen, ihre Gesteinsarten und Oberflächenformen zu untersuchen. In Lomonji war im oder beim Dorf von den schönen Ölpalmbeständen, die Guillemain so rühmt, nichts mehr zu sehen; ein paar alte, wenig gepflegte Palmen standen noch, sonst war anscheinend alles abgeholzt oder durch Palmweinzapfen vernichtet worden. Aber das Palmöl und die Palmkerne des Häuptlings von „Lomong“, wie die Leute den Tikar-Ort oft nennen, kennt jeder. Er mußte also sonst Ölpalmen besitzen. Viel später erst hörten wir, daß zu Lomonji noch Dörfer in der Ebene zwischen den Bergen und dem Mbam gehören, die der Häuptling auch vor der Station gut zu verbergen verstand. Dort gibt es ganze Ölpalmen-Haine, von dorther beziehen die Leute das bei den Tikar so gesuchte Öl.

Von Lomonji an verließen wir die vorher von Europäern begangenen Wege, wir durchwanderten Neuland bis zur Rückkehr nach Ngambe.

Die nächste Berggruppe nannten die Eingeborenen „Wawue“. Zum ersten Mal sahen wir sie am Tag des Einzugs in Njua; da waren sie uns durch ihre phantastischen Formen aufgefallen: ein kleiner und zwei größere, steile Klötze,

[1] Morgen. Durch Kamerun von Süd nach Nord. Leipzig 1893. S. 288.

[2] Guillemain. Beiträge zur Geologie von Kamerun [Abhandl. d. k. preuß. geol. Landesanstalt]. Berlin 1909. S. 202.

jeder einzelne von ihnen ebenso hoch wie breit, mit schroffen, fast senkrechten Wänden.

Die Savanne zwischen Lomonji und den Wawue ist von zahllosen Waldschlangen durchzogen, deren obere Enden oft dicht bei einander liegen. Jedes dieser Enden ist ein Quellkopf, für den die Eingeborenen in ihrem Pidgin den bezeichnenden Namen „Waterhead" haben. Wir haben mehrere von ihnen genauer untersucht. In der flachwelligen Savanne ist ein tiefer Quellzirkus mit so steilen Wänden in den schweren Verwitterungsboden eingesenkt, daß das Erdreich sofort bröckelt und abstürzt, wenn man sich dem Rande nähert. Der Durchmesser dieser Quellköpfe mag 5—10 m betragen, die Tiefe etwa 4—6 m. In ihrer Mitte laufen mehrere dünne Wasserfäden zusammen, die ringsum aus dem untersten Teil der steilen Wand hervorsickern, ein meist sumpfiges, kleines Rinnsal führt das jetzt in der Trockenzeit spärliche, aber nie ganz versiegende Wasser dem nächsten größeren Bach zu; der Grund der Schlucht ist von dichtem Baumwuchs erfüllt, die Kronen ragen weit hinaus über das Niveau der Savanne. Der Eindruck, daß sich diese Quellköpfe verhältnismäßig rasch nach rückwärts einschneiden, und daß die steilen Wände dabei stets senkrecht nachstürzen, wurde uns neun Monate später bestätigt, als wir, jetzt am Ende der Regenzeit, wieder ein Stück dieselbe Straße zwischen Njua und Lomonji zogen. An einer Stelle, die wir das erste Mal in der hohen Trockenzeit ohne jede Schwierigkeit passiert hatten, fanden wir jetzt den Weg halb eingestürzt, ein schmales steilwandiges Loch, in dem eine einzige Quelle sickerte, tief eingeschnitten; wir mußten von den Pferden steigen und die Tiere im Bogen durch das Gras führen lassen. Die Quelle hatte durch die enormen Wassermengen der Regenzeit die Straße unterminiert, das Rückwärtseinschneiden und das Nachstürzen der Wände hatte sich vor unseren Augen vollzogen. Sehr auffällig ist nun die Tatsache, daß sich Quellköpfe, die zum Teil zu ganz verschiedenen Bachläufen entwässern, überraschend nah liegen. Wir haben viele Stellen gefunden, an denen sie nur noch wenige Meter von einander entfernt sind. Erreichen sie einander, was morphologisch gerechnet, nur noch kurze Zeit dauern kann, so verändert sich dadurch das System der Wasserläufe, und man bekommt den Eindruck, daß hier in diesem wasserreichen Land eine dauernde rasche Verschiebung und Änderung der Wasserscheiden, ein fortwährendes gegenseitiges Anzapfen und Verschlingen der vielen Wasserläufe stattfindet [Tafel 20].

Am Fuß der Wawue liegt ein stattliches Farmdorf, das dem Unterhäuptling Djimokwat gehört, der sich sofort bereit erklärte, uns zu führen. Der Anstieg war steil, doch erreichten wir auf leidlich gangbarem Pfad mittags den höchsten der drei Gipfel; er bestand aus riesigen, kahlen Felsschalen, in deren Spalten nur spärliches Gras und wenige krüppelhafte Bäumchen wuchsen. Der Blick von oben war überraschend; wir sahen den großen Strom, den Mbam, in nächster Nähe vor uns; mäandrierenden Laufes, in breiter Flußniederung zog er dahin zwischen dem Kranz der Inselberge und dem Bergland von „Jakong jenseits des Mbam" oder „Gomtscha", jenem Gomtscha, das ich im Jahre 1908 mit Professor Hassert durchwandert hatte. Aus dem dunkeln Grün des ausgedehnten Galeriewalds blitzten hie und da seeartig erweiterte Altwasser auf; bei



M. P. Thorbecke phot.

Quellköpfe in der Savanne

Hamburg: L. Friederichsen & Co.



*M. P. Thorbecke phot.*

*1. Kopfschmuck des Tikarhäuptlings von Ngambe*



*M. P. Thorbecke phot.*

*2. Baumwollstaude in Tikar*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*

dem niedern Wasserstand gingen Leute zu Fuß durch eine Furt im Strom. Bei sehr klarer Fernsicht konnten wir eine Peiltischaufnahme des ganzen Inselberg-Gebiets von Nord-Tikar machen, den Njua wieder in einem neuen Profil sehen, den Lauf des Mbam weit hinauf nach Nordosten verfolgen, ja sogar ganz ferne Höhen sichten, die ich, ihrer Lage nach, für Berge bei Banjo hielt.

Der 27. Februar brachte uns auf unserem Marsch vom Dorf des Djimokwat um den Westfuß der Tsimklong-Berge herum, wobei wir uns immer in geringer Entfernung vom Mbam hielten, ohne ihn aber in dem dichten Wald, der seine Ufer begleitet, gewahren zu können. Hier harrte unser eine große Überraschung und die vielleicht wichtigste wirtschaftliche Entdeckung der ganzen Reise: in einer ebenen, scheinbar etwas sumpfigen Niederung mitten in der Savanne fanden wir ein weites Feld, das mit einer Mischkultur von Süßkartoffeln und jungen, etwa $^3/_4$ m hohen Baumwollstauden bebaut war. Der Djimokwat, dem das Feld gehört, verkauft den Ertrag seines Baumwollbaus regelmäßig an einen Fullah- oder Haussah-Händler. Wir haben von diesem Tage an der Frage des Baumwollbaues in Tikar die größte Aufmerksamkeit geschenkt, haben in jedem Dorf nach Baumwolle gefragt, haben überall, wo wir sie fanden, Baumwollproben gesammelt und diese nach Deutschland zur Prüfung geschickt. Ohne Frage ist der Baumwollbau eine uralte Volkskultur der Tikar; früher hat ein jeder auf seinem Acker oder in der Nähe seines Hauses die Stauden gezogen, die Fasern sind gesponnen und auf primitiven Webstühlen zu Stoff verarbeitet worden. Sehr viel aber haben auch wandernde Haussah- oder Fullah-Händler gekauft; ein Korb von bestimmter Größe, mit unentkernter Baumwolle fest gestopft, hat einen festen Marktwert, und auch heute noch kauft der Haussah eine Menge Roh-Baumwolle bei den Tikarleuten. Doch ist diese so wichtige, für die Zukunft des Landes überaus wertvolle Volkskultur in raschem Aussterben begriffen durch die Überschwemmung mit billigen und bunten europäischen Stoffen, mit denen der Faktorist und der Haussah besonders gern den Gummi bezahlen. Über die Möglichkeit, die Eingeborenen wieder zu vermehrtem Baumwollbau anzuregen, werde ich in einem späteren Teil dieses Berichts noch einiges zu sagen haben [Tafel 21, Abb. 2].

Nach einem Nachtquartier mitten in der Savanne erreichten wir am 28. Februar den Häuptlingsort Bengbeng, der auf dem Gipfel eines mäßig hohen, sehr ausgedehnten und im Innern schon stark zertalten Inselberges liegt; seine weiten Senken sind mit reichen Ölpalmbeständen erfüllt. Wir hatten damit unsere Route an eine früher von Hassert aufgenommene angeknüpft. Wir wollten in Bengbeng nicht lange bleiben; aber eine starke Fußentzündung, die ich dem lästigsten afrikanischen Plagegeist, dem Sandfloh, verdankte, zwang uns zu sechstägiger Rast, was ich umso mehr bedauerte, als wir mit Waibel einen festen Termin des Zusammentreffens in den Ndomme verabredet hatten. Die erzwungene Ruhe nutzten wir nach Möglichkeit zu ethnologischen Arbeiten, zum Sammeln und Erkunden aus, vor allem begannen wir mit der phonographischen Aufnahme von Sprach- und Musikproben der Tikar, die uns von unseren ständigen Tikarleuten und den Einwohnern von Bengbeng zuerst mit Angst und Zagen, allmählich mit immer größerer Begeisterung in den Schall-

trichter gesprochen, gesungen, getrommelt, geblasen und gegeigt wurden. Das Erstaunen und Entzücken kannte keine Grenzen, wenn wir die Wiedergabemembran einschalteten und das eben Aufgenommene aus dem Apparat zurückschallen ließen. Den ganzen Tag war unser Zelt von einer Schar Neugieriger belagert, die auf den Moment warteten, wo die zauberhafte Maschine, die Tikarsprache und Tikarmusik konnte, in Tätigkeit treten würde. Hier in Bengbeng erwarben wir auch eine Sammlung besonders schöner Töpferarbeiten, für die dieses Dorf eine gewisse Berühmtheit besitzt.

Wir zogen am 6. März weiter in der Richtung auf eine größere, zusammenhängende Berggruppe, die wir von der höchsten Kuppe des Bengbeng-Massivs gesichtet hatten, immer in ziemlicher Nähe des Mbam. Aber obwohl wir tagelang westwärts marschierten, erreichten wir den Fluß doch nicht, er fließt viel länger in westlicher Richtung, als die Karten annehmen ließen. Eine Flußaufnahme des Hauptmann Winkler von der Schutztruppe hat dasselbe ergeben. Je weiter wir nach Westen kamen, desto stärkere Waldbedeckung zeigten die Berge, die von den Eingeborenen Nkang, Dië, Banklong, Bandum, Bassa und Baga genannt werden. An ihrem Fuß fanden wir große, schöne Dörfer, in denen viel Baumwolle gebaut wurde, mit einer über Erwarten zahlreichen Bevölkerung. Von sehr vielen Verbindungswegen über den Mbam, die teils nach Bamkin, teils nach Bamum führen, berichteten uns die Eingeborenen. Um seinen Lauf noch einmal durch die Route festzulegen, machte ich, von unserer Marschrichtung abweichend, einen Vorstoß nach Norden bis zu seinem Ufer. Während meine Frau den Banklong bestieg, ritt ich auf scheinbar viel begangenem Pfad nach Norden und erreichte nach einigen Stunden den Mbam, der hier in flachen, sandigen Ufern zwischen mächtigen Waldriesen langsam dahinfließt [Tafel 22]. Bei dem niedrigen Wasserstand waren breite Sandbänke sichtbar, durch eine Furt konnte man leicht das andere Ufer erreichen. In der Regenzeit vermitteln Kanus den Verkehr hinüber nach Bamkin.

Immer häufiger fanden wir weiter westlich in den vielen kleinen Siedelungen Häuser, die unverkennbar den Typus des Bamum-Baustils trugen; und auf eindringliches Fragen gestanden uns die Leute, daß ein großer Teil von ihnen entflohene Bamum seien, die irgend einen Grund hatten, Njoja zu fürchten. Der Ngambe-Häuptling nimmt solche Flüchtlinge mit Vergnügen auf und siedelt sie in abgelegenen Teilen seines Landes an, trotzdem er mit Njoja im besten freundschaftlichen, ja verwandtschaftlichen Verhältnis steht; und dieser vergilt Gleiches mit Gleichem.

Nach der Besteigung des letzten der Inselberge, des ganz allein liegenden, bis zum Gipfel bewaldeten Baga eilten wir rasch nach Ngambe zurück, wohin uns eine beunruhigende Nachricht rief. Waibel war wegen einer heftigen Darmerkrankung wieder nach Ngambe gekommen. Die Sorge um seine Gesundheit dämpfte unsere Freude über die glücklich vollendete Rundwanderung durch die Inselberglandschaft des nördlichen Tikar[1].

[1] Vergl. Thorbecke. Tikar. Deutsche Kol.-Ztg. 1912. Nr. 19. — Die Tikar. Ebda. 1914. Nr. 18.



*F. Thorbecke phot.*

*Uferwald des Mbam*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*

# Von Ngambe nach Linde

In Ngambe erhielt ich von Professor Thorbecke den Auftrag, den südwestlichen Teil des Tikar-Landes, die Landschaften Bukamba und Ditam, zu erforschen und dann in östlicher Richtung an der Südseite der Ndomme-Berge über Linde nach Joko zu marschieren.

Ich brach am 11. Februar 1912 auf. Über das zu bereisende Gebiet war wenig bekannt. Die Straße war topographisch aufgenommen, abseits der Route war terra incognita. Der größte Teil von West-Tikar ist ein unzugängliches Waldland. Am Mbam, an der Bamumstraße, am Kim, bei Ngambe, hält man die Wälder noch für Galerien, die in oft 2—3 km breiten Streifen die Flußläufe begleiten. Je weiter man aber nach Süden vordringt, etwa bis nach Bukamba, oder ostwärts bis an den Abfall der Ndomme, gewinnt man vor allem von hoch gelegenen Punkten aus den Eindruck eines riesigen Waldgebiets. Nur auf den Rücken erstrecken sich schmale Streifen Graslandes.

Zuerst war der Weg nicht beschwerlich; meist führt er über ebene, flache Rücken dahin, die nur von Zeit zu Zeit von steilen, aber wenig tief eingeschnittenen Tälern unterbrochen sind. Nie sieht man in den Tälern Gestein anstehen, der Grund ist sandig, die Ufer sind lehmig. Auf der Karte waren sehr viele kleine Ortschaften eingetragen, dennoch ist das Land dünn besiedelt. Die Regierung hat — wohl der leichteren Kontrolle halber — alle Leute an der Straße angesiedelt. Die Hütten sind ganz aus Gras gebaut, der zylindrische Unterbau aus Lehm fehlt. Das Ganze stellt eigentlich nur eine solide gebaute Graskuppel dar. Der Eingang ist durch ein meist vorspringendes Regendach geschützt. Diese Hütten sind aber nur provisorisch — nach Haussah-Art — angelegt; um ordentliche Häuser zu bauen, sind die Leute erst zu kurze Zeit hier. Die Straße wird von Weißen wenig begangen.

Ich wollte bis an den Kim gelangen, dessen Unterlauf von Ngambe ab noch ganz unbekannt war. Ängstlich suchten mich die Leute im Dorfe Bumbo vom weiteren Vordringen nach Westen abzuhalten: der Fluß sei so weit, ich würde ihn erst am Abend erreichen. Der Grund ihrer Unruhe zeigte sich bald; mitten im Walde traf ich das alte Dorf des Häuptlings, aber keineswegs öde und verlassen, sondern bewohnt, hauptsächlich von Frauen; es war mit vielen Farmen umgeben. Die im Walde versteckten Dörfer haben wir hier überall in Tikar getroffen. Durch das zwangsweise Ansiedeln der Leute an der Straße wird das Land längs gewisser Linien in Kultur genommen, abseits bleibt es brach liegen. Der oberflächliche Reisende erhält einen ausgezeichneten Eindruck von der Kultivierung des Landes, die in Wirklichkeit aber nur Schein ist. Die sowieso scheuen

Leute werden aus ihrer vertrauten Umgebung herausgerissen und führen an der Straße ein unzufriedenes Schein-Dasein: ihre alten Farmen im Wald geben sie doch nicht auf. Einige wenige große Dörfer an der Straße wären für den Verkehr und die Verpflegung der Karawanen viel besser als jede halbe Stunde ein paar Hütten, die nur eine Handvoll Leute verpflegen können.

Von einem der Fläche aufgesetzten Berg hatte ich gute Aussicht über den Mbam hinüber bis ins Land Bamum. Immer wieder hat man dasselbe Bild vor sich: weite Flächen, von dunkelm Wald bedeckt. Ihrem Aussehen nach erinnern diese Wälder durchaus an den Tieflandswald der Küste. Vor allem überraschen die Riesenbäume mit den mächtigen Bretterwurzeln, die an Umfang und Höhe den größten Waldriesen im Küstenurwald nicht nachstehen [Tafel 23, Abb. 1 und 2]. Mächtige, oft fußdicke Lianen umranken sie; Epiphyten aber sind selten, am häufigsten noch Nestfarne und graue Bartflechten. Träufelspitzen, eine so bezeichnende Ausbildung des Blattes im Tieflandswald, beobachtete ich oft.

Doch darf man neben diesen Ähnlichkeiten die Unterschiede nicht übersehen. Eine oft Dezimeter dicke Schicht welken, abgefallenen Laubes bedeckt den trockenen Boden, und der Fuß, der darüber hinwegschreitet, verursacht dasselbe raschelnde Geräusch wie im Herbst in unsern Wäldern. Sehr viele Bäume, besonders die höchsten, sind kahl. Auch das niedere Buschwerk ist häufig unbelaubt, verdorrt und verwelkt; Lianen und Epiphyten sehen kümmerlich aus. Der Wald macht so einen öden und manchmal direkt häßlichen Eindruck: kahle Äste, dürres Laub, graue Farben. Die frische, üppige Kraft des Tieflandwaldes fehlt, wenigstens jetzt in der Trockenzeit.

Andere, wichtige Unterschiede kommen hinzu. Der Hochlandswald hat nur zwei Stockwerke, Unterholz mit niederem Gestrüpp und jungen Bäumen, darüber Riesenbäume. Bäume mittlerer Größe fehlen durchaus und damit auch ein dichtes, geschlossenes Laubdach. Überall sieht man den Himmel, der Wald ist nicht so düster, die Lichtstrahlen gelangen überall hin; das Unterholz ist hoch, die Riesenbäume stehen verhältnismäßig dicht. All das erschwert ein Wandern abseits vom Negerpfad sehr. Der Wald verdeckt Berg und Tal, Anstieg und Abstieg; ein Überblick über die Geländeformen und Wasserläufe ist ganz unmöglich. Damit hängt auch die Unsicherheit der Karten zusammen, deren Gewässernetz noch mancher Berichtigung bedarf[1].

Noch vor wenigen Jahren lieferte dies Waldland den Kaufleuten in Ngambe und Bamum große Mengen Gummi. Heute ist der Wald ausgeraubt und ohne Anschluß an den Groß-Verkehr wirtschaftlich wertlos.

Die üppige Vegetation läßt ohne weiteres auf ein gutes, also regenreiches Klima schließen. Der Boden ist tiefgründig, im Wald verhältnismäßig humusreich. Die Höhenlage von 700—800 m läßt noch alle echt tropischen Früchte gedeihen. Makabo und Papaya werden viel gepflanzt, Ölpalmen werden weiter nach Süden, in Bukamba und besonders in Ditam, sehr zahlreich. Papageien und Webervögel beleben wieder die Landschaft. Es ist heiß und schwül, die Temperatur beträgt morgens 19°—20°, und steigt am Tage bis zu 30° und 35°. Die Nacht

[1] Vergl. Waibel. Vegetationsbilder von West-Tikar. Deutsche Kol.-Ztg. 1912, No. 27.



L. Waibel phot.

*1. Im Waldgebiet des westlichen Tikar*



L. Waibel phot.

*2. Riesenbäume auf gerodetem Waldboden*

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

ist sehr angenehm, ihre geringe Temperatur läßt sich schon daran erkennen, daß der Nebel erst nach 6 Uhr zu fallen beginnt; um 9 Uhr kommt die Sonne durch und verzehrt rasch den Tau.

In Bukamba, einem ziemlich großen, unabhängigen Dorf, hielt ich mich einen Tag auf. Am Nachmittag besuchte ich den Häuptling in seinem Gehöft und brachte ihm einige Kleinigkeiten zum Geschenk. Er hatte schon lange von uns gehört, das Erscheinen eines Weißen spricht sich hier im Lande bald herum. Gegen Abend wollte er für mich „Play“ machen, ein ganz besonderes Zauberspiel oder Djudju, das nur Männer tanzen und ansehen dürfen. Kein Weib darf zugegen sein, sonst muß der ganze Stamm sterben. Das Spiel wurde in geschlossenem Raum abgehalten; die Luft war schwül, und gespensterhaft hoben sich im Dämmerlicht die tanzenden Menschen von dem dunkeln Hintergrund ab. Ihre Leiber glänzten von Schweiß. Mit schon heiserer Stimme riefen sie ständig „haho“, dabei immer auf der Stelle hüpfend. Den Oberkörper stark nach vorne gebeugt, werfen sie bald das linke, bald das rechte Bein vor, man meint immer, sie wollten fortstürmen, aber sie bewegen sich nicht von der Stelle. Die Hauptsache war die Musik, von der man hier wirklich reden kann. Ein primitives Xylophon aus zwei Bananenstämmen mit darüber gelegten Klangscheiben wird mit einem Holzklöppel geschlagen. Die Tonhöhen der 8 einzelnen Scheiben bilden ungefähr eine Oktave. Das Instrument liefert eine leise, ganz angenehme Musik. Häßlich dagegen war das Klappern mit Büffelfellen, die mit vielen Metallstücken behangen waren. Draußen vor der Hütte tanzte der Häuptling mit einem fast nackten Weib in einem Kreis junger Leute; ihre Bewegungen waren in hohem Grade obszön und unanständig. Die Frau rauchte dabei aus einer riesig langen Pfeife und stieß ganz gewaltige Rauchwolken aus. Doch gaben die schwarzen Gestalten auf dem tiefroten Boden gegen den blauen Abendhimmel mit den hochragenden, dunkeln Palmen ein farbenprächtiges Bild.

Von Bukamba ab wird der Wald lichter, die Savannen auf den Rücken breiten sich mehr aus; Wald und Savanne folgen in raschem Wechsel auf einander. Wie verschieden sind doch Wald und Savanne! Hier weite Flächen hohen Grases, von einzelnen Bäumen in Abständen von mehreren Metern durchsetzt, dort der geschlossene dichte Wald; hier weiter Himmel, strahlende Sonne, glühende Hitze, dort ein sehr beschränkter Ausblick, dunkles Zwielicht und angenehme Kühle. Das Gras der Savanne war jetzt in der Trockenzeit fast überall gebrannt, nur einzelne angesengte Halme waren stehen geblieben. Deutlich sieht man an ihnen, wie das Gras nicht gleichmäßig in dichtem Bestande über die Fläche verteilt ist, sondern büschelweise in Abständen von einigen Dezimetern steht; dazwischen ist der Boden frei. An geneigten Hängen hat das Wasser den lehmigen Boden um die Grasbüschel herum entfernt, so daß sie sich etwa 20—30 cm hoch über die Umgebung erheben. Wie Erdpyramiden sehen diese „Grasbulten“ aus. Zwischen ihnen bedecken zahllose, wie Lößkindl anmutende Erdklumpen den Boden; es sind Wurmexkremente. Eigenartig ist der Habitus der Savannenbäume. Im Walde die geraden, hoch aufstrebenden Riesenbäume mit schlanken Stämmen, glatter Rinde, regelmäßig schön verzweigten Ästen und weit ausgelegter Krone; die Savannenbäume klein, häufig von Grund

aus verzweigt [Tafel 25, Abb. 1], verbogen und verkrüppelt, ihre Rinde dick und borkenartig. Die Äste sind ganz unregelmäßig verzweigt und zerschlissen, bei vielen sind die Zweige fingerartig dick, und büschelartig sitzen an ihnen die Blätter [Tafel 24]. Deutlich sieht man den Savannenbäumen den härteren Kampf ums Dasein an. Im Galeriewald die stattlichen, wohl gepflegten Kinder des Bodenwassers, da draußen die kleinen, verkümmerten und ärmlichen Söhne des trockenen Bodens der Savanne. Es gibt auch in der Pflanzenwelt Reiche und Arme.

Einen ähnlichen Unterschied zeigt die Tierwelt: im Wald große, farbenprächtige Vögel, auf der Savanne kleine, einfarbige; im Wald die schönen schwarz-weißen Seidenaffen, auf der Savanne die einfarbig braunen Paviane; im Wald herrscht, besonders in den Morgenstunden, ein reiches Tierleben, die Savanne ist heiß und tot.

In Ditam wurde ich festlich empfangen. Schon zwei Tage weit hatte mir der Häuptling, von dem es hieß, er sei noch ein Knabe, Boten und Palmwein entgegengeschickt. Er selbst, wirklich ein kleiner Junge, vielleicht 12 Jahre alt, lebhaft und neugierig wie ein Kind, kam mir mit einer Musikkapelle und viel Volk entgegen und lief neben meinem Pferde her; er sprach Pidgin-Englisch, ich konnte mich gut mit ihm verständigen. Sein Vater war vor 10 Jahren gestorben, und er war erst seit kurzem Häuptling. Bis dahin hatte ein Verwandter Namens Malle die Regierung geführt, ein imposanter Neger von großer, breiter Figur, mit sicherer, stolzer Haltung und edlem, freiem Gang, einem klugen, fast geriebenen Ausdruck. Er hatte etwas entschieden Aristokratisches in seinem Auftreten [Tafel 25, Abb. 2]. In Wirklichkeit hatte er immer noch die Leitung, behandelte den kleinen Häuptling von oben herunter wie einen dummen Jungen.

Malle erzählte mir, daß der Kim gar nicht weit von seinem Dorf fließe. Gleich brach ich auf und erreichte ihn auch wirklich nach zwei Stunden. Der Kim macht also einen riesigen Bogen nach Süden und mündet mindestens 50 km weiter südlich in den Mbam, als die Karten angaben. Leider war kein Boot da, sonst wäre ich den Fluß sofort hinuntergefahren.

Ditam ist eine recht weit und groß angelegte Stadt. Die einzelnen Großen haben jeder für sich ein kleines Dorf, Farmland verbindet sie. Ölpalmen sind hier sehr zahlreich, sie bilden ganze Wälder. In weitem Umkreis umgeben zwei tiefe Gräben das ganze Stadtgebiet. Noch nicht lange herrscht in diesen Gegenden Ruhe und Frieden, die Sklavenjagden der Wute und Fullah stehen noch in aller Erinnerung. Heute verfallen die Schanzen, und die Gräben füllen sich mit Sträuchern und Bäumen; das Land geht einer ruhigen Entwickelung entgegen. Und die Tikar sind wirklich dankbar, daß wir Deutschen ruhige Zustände geschaffen haben.

Die Häuser haben in Ditam quadratförmigen oder rechteckigen Grundriß und ein Giebeldach aus Gras; doch kommen auch Kegeldachhütten vor. Im Hausbau, im Ölpalmenreichtum, im Palmwein, in den Papageien und Webervögeln zeigt sich der Einfluß des Waldlandes.

Von Ditam aus machte ich einen zweitägigen Ausflug an den Mbam, dessen Unterlauf noch wenig bekannt ist. Den Kim habe ich dabei nicht passiert, er



*M. P. Thorbecke phot.*

*Savannenbäume in der Trockenzeit*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*



*L. Waibel phot.*

*1. Savannenbaum*



*L. Waibel phot.*

*2. Vornehmer Tikar aus Ditam*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*


L. Waibel phot.
1. Savannenbaum


L. Waibel phot.
2. Vornehmer Tikar aus Ditam

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

mündet also weiter nördlich. Durch viel Wald kam ich an den Fluß, erst in seiner Nähe nahmen die Grasflächen zu. Vereinzelt hatten sich hier entlaufene Bamum angesiedelt. Der Mbam fließt an dieser Stelle nicht, wie an der Straße von Fumban nach Ngambe, in einer weiten Ebene, sondern ist in ein flachgewelltes Land eingesenkt. Der Fluß ist bei Ditam noch breiter als bei Ngambe. Felsen ragen über das Wasser empor und bilden weiter unterhalb, dem lebhaften Geräusch nach, Schnellen. Auf der gegenüber liegenden Seite tritt eine Sandbank weit in den Fluß hinein. Ihre gelbe Farbe hebt sich klar gegen den dunkeln Wald dahinter und das schmutzig graue Wasser davor ab. Einige Störche schreiten am Ufer auf und ab.

Auf der Tikar-Seite begleitet den Fluß eine niedere Wiese, die von geradezu fabelhaft vielen Tierspuren zerstampft und zertreten ist, Büffel und Flußpferde sind vorherrschend. Von Zeit zu Zeit hört man das tiefe Grunzen eines solchen Kolosses im Wasser. Diese Dickhäuter sind, nach Aussage der Eingeborenen, hier sehr zahlreich.

An die Wiese schließt sich Buschsavanne. Sie ist morgens und abends von viel Wild belebt. Grasantilopen sah ich hier am hellen Tage äsen; sie waren gar nicht scheu und kümmerten sich so wenig um die Menschen wie die Ziegen auf einem Dorfplatz. Ich schoß einen prächtigen Bock weidwund, er schweißte stark, aber nach stundenlanger Verfolgung mußten wir die Spur aufgeben. Jeden Augenblick sah ich mit dem Glas das Tier zusammenbrechen; es schleppte sich aber immer weiter. So zäh ist das afrikanische Wild.

Von Ditam aus sollte ich auf noch nicht begangenem Weg am Jessom-Berg vorbei ostwärts nach Linde marschieren. Am 23. Februar brach ich auf.

Der Himmel war verhältnismäßig klar; die Sonne schien hell, die Straße war tiefrot, die Bäume zeigten so satte Farben, als ob es die Nacht vorher geregnet hätte. Der Weg führte fast drei Stunden auf der Ngambe-Straße rückwärts, dann scharf nach Osten und erreicht bald das Dorf der Babufuk am Fuß des Jessom.

Meine Tikar-Leute hielten sich von den Dorfbewohnern fern und sprachen kein Wort mit ihnen, höchstens warfen sie ihnen verächtliche Blicke zu. Ich entließ sie alle noch am selben Tage nach Ditam. Die Babufuk sind die Erbfeinde der Ditam, ja aller Tikar, aber auch der Wute; sie wurden von ihren mächtigen Nachbarn von jeher als Feinde behandelt, bedrückt und bedrängt, überfallen und ausgeplündert und mit Vorliebe aufgefressen — noch bis vor wenigen Jahren. Die Babufuk sind Bantu, die sich hier als Einsprengling erhalten haben. Unzugängliche Felsberge und steil aufragende Gebirge bieten schwachen, unterdrückten Volksstämmen ebenso Schutz, wie weite, undurchdringliche Wälder.

Ich habe den Jessom vier Tage kreuz und quer begangen, alle Gipfel bestiegen und bin um seinen Fuß herum geritten. Der Häuptling stellte mir als Dolmetscher einen alten Soldaten der Schutztruppe zur Verfügung, der gleich am ersten Tag einen Weg auf den Berg schlagen ließ.

Von Norden, etwa von Bukamba aus, sieht der Jessom aus wie ein Pudding auf einem flachen Teller, so steil ragt er über der endlosen Ebene

empor. Auf der Höhe scheint sich eine einheitliche Fläche zu erstrecken. Man merkt nichts von Gliederung, man sieht nur die steile Masse unvermittelt aus der Ebene aufsteigen. Doch das ist ein falsches Bild aus der Ferne. Je näher man dem Berge kommt, umso mehr fällt die Gliederung, das Relief auf. Der Berg ist absolut kein plumper Klotz, sondern ein steil aufragender Gebirgszug, durch viele Täler in einzelne Berge aufgelöst. Seine höchste Höhe beträgt über 1200 m; er erhebt sich 500 m über die Wute-Ebene. Das Gestein, das den Berg zusammensetzt, ist durchaus verschieden von dem der Ebene. Diese wird durch steil aufgerichtete und oben abgeschnittene Gneise gebildet, den Berg setzen granitartige Gesteine zusammen. Über zahlreiche umherliegende Felsblöcke steigt man in die Höhe, bis eine 80—100 m hohe, senkrechte Felswand Halt gebietet. Sie umläuft den ganzen Berg und bildet die höchsten Gipfel.

Die Ost- und Westseite des Berges ist besonders stark zertalt; Schlucht reiht sich an Schlucht, Bach an Bach. Jetzt, Ende der Trockenzeit, sind die meisten fast trocken, und nur ein spärliches Wässerchen rinnt unter den Felsblöcken hindurch. Weniger zertalt ist die Südseite, und fast ganz geschlossen die Nordseite. Am Fuße liegt das heutige Dorf der Babufuk. Von der Höhe des Berges sieht man tief unten die kleinen Häuschen, den roten Dorfplatz, die Menschen, die Tiere.

Der Berg ist in seinem unteren Teile mit Baumsavanne bedeckt, dann folg dichter, undurchdringlicher Wald, die Felsen sind mit einzelnen, hartlaubigen Büschen bestanden. Der geschlossene Wald bedeckt den Jessom in 900 bis 1100 Metern. Er ist auffallend reich an Ölpalmen, auch Plantenbestände kommen vor. Ebenso charakterisiert ihn dichtes Unterholz und Gebüsch durchaus als Sekundärwald. Zahlreiche Affen laben sich an diesen Schätzen. Die Baumsavanne ist von vielen, weißköpfigen Perlhühnern bevölkert; sie treten in Flügen von 8--10 Stück auf und verraten sich weithin durch ihr lautes Geschrei, wenn sie aufgebäumt sind. Aber sie sind scheu, wie einige kleine, erdfarbene Vögel, die man nur selten rasch vorbeifliegen sieht. Von größeren Tieren sind Büffel im ganzen Gebiet sehr häufig; die Savanne bietet ihnen Futter, im Galeriewalde finden sie ständig frisches Wasser und den geliebten, schattigen Ruheplatz. Eine ganz eigenartige Physiognomie verleihen der Savanne zahlreiche runde Erdhaufen, die sie überall bedecken. Ihr Durchmesser mag 2, ihre Höhe 1 m betragen. Allerlei unterirdisch lebende Tiere verfertigen sie; am häufigsten wohl Ameisen. Dann sind sie inwendig hohl oder wabenartig ausgehöhlt.

Isoliert, wie der steile Berg aus der Rumpffläche emporragt, isoliert wie seine Vegetation, ebenso sind seine Bewohner isoliert innerhalb der die weiten Flächen bewohnenden Völker, der Tikar im Westen und Norden, der Wute im Süden und Osten. Es ist interessant, daß sich hier ein fremdartiger Rest einer einst weiter verbreiteten Völkergruppe erhalten hat. Babufuk heißen die Gebirgsbewohner, wie man mir sagte, nach den Tätowierungen auf dem Rücken. Erbsengroße Narben sind längs der Rückenlinie verbreitet, Schnitte von mehreren Zentimetern Länge sind häufig. Die Babufuk sind kleine, untersetzte Menschen; die Männer ausnahmsweise häßlich, die Weiber zum Teil sehr hübsch. Ich habe nirgends in Kamerun so viele Krüppel gesehen, wie hier in dem kleinen Orte. Hauptsächlich die Füße und Beine waren verwachsen.



*L. Waibel phot.*

*1. Babufuk-Weiber*



*F. Thorbecke phot.*

*2. Ölpalmen in hochgelegenem Tikardorf in den Ndomme*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*

Das wesentliche Merkmal der Babufuk aber ist ihre Sprache. Sie ist verschieden vom Wute und ebenso vom Tikar. Eine gegenseitige Verständigung ist nicht möglich. Sie findet mittels des Jaunde statt. Die Sprache soll genau dieselbe sein wie die der Tina-Leute östlich von Joko. Leider habe ich es versäumt, einige Sprachproben aufzunehmen. Es kann aber nach allem gar kein Zweifel sein, daß wir es hier mit einem Bantustamm zu tun haben [Tafel 26, Abb. 1], der durch die von N und O kommenden Sudanstämme in das unzugängliche Gebirge zurückgedrängt wurde und sich in dieser natürlichen Festung, allen Verfolgungen trotzend, bis heute erhalten hat. Die äußere Kultur, Hausbau, Feldfrüchte haben sie von den Herren angenommen, ihre eigene Sprache haben sie sich gerettet.

Die Leute haben mir folgendes über ihre Geschichte erzählt. Früher wohnten die Babufuk zusammen mit den „Tina" weit unten in der Ebene. Dann kamen die Tikar und Wute, bedrängten und zersprengten sie. Die „Tina" zogen nach Osten, die Babufuk flüchteten sich auf das steile Felsgebirge, unter Führung einer Frau. Der Sohn dieser „Königin" war eben mein Dolmetsch; er mag heute 30 Jahre alt sein. Auf dem Berge saßen die Babufuk geschützt und geborgen; in der Regenzeit trugen ihre Farmen genug zur Nahrung, wenn auch nicht überreichlich auf dem steinigen Boden. In den zahlreichen Schluchten war reichlich Wasser. Wagten sich die Feinde je den Berg hinauf, dann zogen sich die Babufuk mit Weib und Kind auf den höchsten Felsenkamm zurück und vertrieben die Angreifer sehr bald durch herabgeworfene Felsstücke. Anders in der Trockenzeit. Da gab es kein Wasser auf dem Berg und tagtäglich mußte solches unten in der Ebene geholt werden. Da haben Tikar und Wute die Babufuk beim Wasserholen überfallen, nicht nur aus Feindschaft und Rache, sondern — aus Fleischhunger. Aber auch die Babufuk sind noch vor wenigen Jahren Menschenfresser gewesen. Mit der Zeit wären sie vernichtet worden, wenn nicht die Station Jaunde eingegriffen hätte.

Ich sehe noch heute meine Leute vor mir, wie sie auf einem hohen Gipfel lebhaft mit einander sprachen, hierhin und dorthin mit dem Finger wiesen, diesen Wald und jene Schlucht betrachteten. Was die Neger selten tun, diese Leute sahen sich die Gegend genau an. Sie war ihnen nur zu bekannt: hier hatten sie mit ihren Eltern in bitterer Not um das Leben gekämpft, da unten waren die Feinde herangekommen, da hatten sie mächtige Steine hinabgeworfen, da war der Vater gefallen, da hatte der Bruder so viele Feinde erschlagen. Diese Felsen und Schluchten wußten zu reden. Die Babufuk sind jedem Weißen ehrlich dankbar für das, was unsre Rasse an ihnen getan hat. Jetzt sind sie wieder unten in der Ebene angesiedelt, leben in Ruhe und Frieden und nehmen allmählich an Zahl zu. Im ganzen schätze ich sie heute auf 60 Männer, 200 Frauen und etwa 150 Kinder. Über die Hälfte aller Männer soll in den ewigen Kämpfen gefallen sein. Jeder der Leute hatte den Tod von Verwandten zu beklagen, jeder aber auch rühmte sich, wieviel Feinde er erschlagen und — wieviel er mit den andern aufgefressen hatte; die Handballen sollen gut geschmeckt haben. Nach all dem, was ich auf dem Berge gehört hatte, verstand ich das eigenartige Wesen dieser Leute, das mir gleich beim Empfang aufgefallen war. Die jahr-

zehntelangen Kämpfe sind nicht spurlos an ihnen vorüber gegangen. Sie zeigen ein gedrücktes, eigentlich nicht scheues, sondern mehr stumpfsinniges Wesen. Der Häuptling war direkt blöde zu nennen; er konnte stundenlang vor meinem Zelte stehen und zusehen. Zum Sprechen und Fragen schien er aber gar kein Bedürfnis zu haben. Mein Dolmetscher, der mehrere Jahre Soldat unter Dominik gewesen war, empfand dies Wesen seiner Landsleute auch sehr wohl. Die heiteren, immer gesprächigen Jaunde seien doch andere Menschen. Die hätten aber auch nicht so viel Krieg gehabt und nicht so viel Leid ertragen müssen

Außer im Häuptlingsdorf, an der Nordseite des Berges, wohnen Babufuk noch in zahlreichen einzelnen Höfen um den ganzen Berg herum, und etwa zwei Stunden weiter nach Osten haben sie am Mpem noch ein Dorf angelegt.

Allabendlich, etwa von 8 Uhr an, setzte im Häuptlingsdorf ein heftiger Wind ein, der zischend und tosend wie ein Wasserfall die steile Bergwand herunter kam.

Am 29. Februar zog ich nach Osten weiter, überschritt den Mpem auf einer primitiven Brücke — ein Baumstamm mit einem Gitter aus Lianen lag quer über den Fluß — und betrat das Gebiet der Wute. Die Landschaft änderte sich bald. Es sind noch dieselben weiten Flächen, von vielen Wasserläufen durchzogen, doch tritt der Wald mehr zurück, die Savanne, von niederen Bäumen bestanden, gewinnt an Ausdehnung. In buntem Wechsel folgen sich Wald und Savanne. Von oben betrachtet, vom Jessom aus, bietet die Landschaft ein ganz eigenartiges, verschlungenes Bild. Die Schlangenlinien der dunkeln Wälder, die den Tälern und Schluchten folgen, verzweigen sich hierhin und dahin, berühren und trennen sich wie das reich verzweigte Netz von Amöbenfüßen.

Auch Dörfer und Menschen werden anders. Die typhische Dorfform der Wute ist das Haufendorf, im Gegensatz zum Straßendorf der Tikar. Regellos sind Häuser und Gehöfte um den Dorfplatz gruppiert. Die Rundhütten mit Kegeldach sehen hier ganz grau aus, grau ist die Farbe des Bodens. In den Gegenden mit rotem Lateritboden macht so ein Dorf einen ganz anderen Eindruck, mit den roten Straßen, den roten Häusern und dem roten Schmutz.

Die Wute sind große, stattliche Menschen. Man begegnet selten einem ohne Speer oder Bogen. Ihre alte kriegerische Tüchtigkeit äußert sich noch heute in ihrer Vorliebe für die Jagd. Der Büffel ist das Hauptwild dieser Gegenden; man zeigte mir nicht selten einen Mann, der ganz allein mit seiner Lanze einen Büffel erlegt hatte.

Im ersten Wutedorf, in Fogba, kam mir der Häuptling, ein noch junger Mann, als europäische Karikatur entgegen, in schweren Nagelschuhen, dickem Husarenrock und grauem Filzhut. Sogar in dieser abgelegenen Gegend haben europäische Schundwaren die einheimische Kleidung verdrängt.

Meine Babufuk-Träger fühlten sich in dem Lande ihrer Erbfeinde nicht wohl, war ich doch der erste Weiße, der sie aus ihrem Felsennest herausgeführt hatte.

Am 2. März traf ich in Linde ein. Der große, sauber gehaltene Ort war zur Zeit aber völlig leer, Männer und Frauen waren draußen auf dem Land,

um Fische zu fangen, hauptsächlich eine Welsart. Jetzt, wo die Bäche austrocknen oder nur wenig Wasser führen, ist die Ausbeute recht gut. Die Fische werden getrocknet und für die Regenzeit aufbewahrt.

Herbststimmung in den Tropen: es ist kühl, 19° um 8 Uhr morgens, dichter Nebel liegt über Tal und Berg, und nur langsam weicht er der steigenden Sonne; kalter Wind fegt das dürre Laub über den kahlen Dorfplatz, aber um 2 Uhr im glühenden Sonnenschein 35° Wärme. Allenthalben sieht man jetzt, vor Beginn der Regenzeit, im Dorf die Leute Häuser ausbessern, neues Gras aufs Dach legen und die Lücken in der Wand mit Lehm ausflicken. Auch sehr viele neue Häuser werden gebaut. In der Regenzeit muß sich auch der Neger, der Naturmensch, im Hause aufhalten, und dann will jeder ein behagliches, trockenes Plätzchen haben.

Neben der Haussahkleidung werden von den Wute hier häufig europäische Kleider getragen. Auch europäische Schüsseln und Kochtöpfe sieht man oft. Sie stören das sonst so einheitliche, eigenartige Kulturbild eines Negerdorfes; und die Leute verlernen auch ihre alt hergebrachten, ehrwürdigen Handwerke, sie lassen sich für teures Geld ganz minderwertige Sachen aufhängen. Mit der Zeit merken sie natürlich den Betrug und das Ansehen der weißen Rasse muß darunter leiden. Nicht die besten Elemente unter den Kolonisten ziehen als Wanderhändler „im Busch“ herum und überschwemmen — meistens gegen Gummi — das Land mit ihren Schundwaren.

In Linde sollte ich die Hauptexpedition erwarten; doch ein heftiger Darmkatarrh zwang mich zur Rückkehr über die Ndomme-Berge nach Ngambe; dort fand ich bei den Missionaren freundliche Hilfe. Nach 8 Tagen trafen auch meine Reisekameraden ein, die Expedition war wieder vereinigt.

# Die Ndomme

Fünf Tage blieben wir in Ngambe; Waibel hatte sich so erholt, daß wir am 18. März zu neuer Wanderung in südlicher Richtung, auf die Ndomme zu, aufbrechen konnten.

Nachdem die jetzt recht stattliche Karawane den Kim im Boot und auf der Hängebrücke passiert hatte, marschierten wir durch waldreiches Gelände genau südwärts. Der Weg erschien uns, die wir zuletzt auf elenden Neger- oder Haussah-Pfaden gewandert waren, ausgezeichnet; es war die „Regierungsstrasse“. Sie führt nach Joko und wird von den Häuptlingen der vielen kleinen Dörfer in Ordnung gehalten, die dazu von ihren ursprünglichen Wohnstätten an die Straße geholt sind. So ein kleines Dorf besteht oft nur aus fünf bis zehn Hütten, die in zwei Reihen die breite Dorfstrasse bilden.

Ein starkes Gewitter war am letzten Abend bei Ngambe niedergegangen; es hatte in der Ferne gedonnert, einzelne schwere Regentropfen waren auf unser Zeltdach gefallen. Die bis dahin so dunstige Luft wurde merklich geklärt und von einer deutlichen Stufe im Gelände sahen wir — was auf solche Entfernung bisher unmöglich gewesen wäre — plötzlich die gewaltige Linie des Njua klar und scharf zu unserer Linken. Auch nach Süden gewannen wir bald freien Blick vom Gipfel eines hohen Savannenrückens. Am Horizont erstreckte sich ein Höhenzug in ruhigen, gleichmäßigen Formen; breit hingelagert, nur wenig hoch, ohne steile Felswände oder schroffe Gipfel, schien er uns wenig dem zu gleichen, was wir uns unter dem wilden und unzugänglichen Ndomme-Gebirge vorgestellt hatten. Über den Namen und seine Bedeutung hatten wir inzwischen mancherlei erfahren. Die Bezeichnung „Ndomme“ für einen Volkstamm finden wir zuerst bei Morgen[1], der die Leute von Bamkin und von Njua so nennt; bei Passarge[2] ist die Rede von dem „interessanten Volk der Domme“. Wir hatten schon häufig unsere Tikarleute gefragt, ob wir diesen Ndomme weiter im Süden, im Gebirge, begegnen würden; verlegenes Lachen oder die dem Neger so geläufige Wendung, daß er nichts davon wisse, war stets die Antwort gewesen. Doch schließlich gestand einer, Ndomme sei eine Art Spottname, den die Wute den Tikar geben, wie die Tikar ihrerseits die Wute Mable nennen. Ein Volk, das sich selbst Ndomme nenne, gäbe es nicht, und das Ndomme-Gebirge seien eben die Bergländer, in denen Tikar wohnen. Auch von dem langen Bergzug vor uns sagten sie, daß er von Tikarleuten bewohnt

[1] Morgen, K. Durch Kamerun von Süd nach Nord. S. 263.

[2] Passarge, S. Kamerun. [Das Deutsche Kolonialreich. I.] S. 600.

sei. Nun war es uns klar: Morgen war von Süden her, von den Wute gekommen; bei ihnen hatte er wahrscheinlich das nördlich wohnende Volk der Tikar „Ndomme“ nennen hören. So kam der Name in die Kamerun-Literatur.

Als wir bei sinkendem Abend in dem kleinen, an einem Hügel liegenden Dorf Mongong ankamen, fanden wir Waibel, der voraus marschiert war, schwer krank. Durch die Anstrengungen des Marsches war ein heftiger Dysenterie-Anfall ausgelöst, an ein Weiterziehen war für ihn nicht zu denken. Zunächst hieß es einige Tage ruhig abwarten und den Kranken beobachten. Ich benutzte die Zeit zu einer sehr genauen, großen Rundpeilung vom Hügel über dem Dorf, der uns herrliche Aussicht bot. War doch am ersten Abend unter gewaltigen Regengüssen ein Gewittersturm niedergegangen, der richtige tropische Tornado, in dem Blitz auf Blitz unablässig folgt und ein orkanartiger Wind daher fährt.

Nach diesem ersten, starken Regen war die Luft wunderbar klar geworden; wir sahen den Njua und den ganzen Inselbergkranz zu seiner Linken mit fabelhafter Deutlichkeit; jeder Gipfel, jeder Felsturm war auf die weite Entfernung so gut sichtbar, wie selten in der dunstigen Trockenzeit aus der Nähe. Wir konnten die Arbeit des verflossenen Monats an die künftige anschließen, indem wir alle früher bestiegenen und umwanderten Berge auf dasselbe Peilblatt mit dem langen Bergzug der Ndomme brachten und mit noch anderen Bergen im SW, zu denen wir erst viel später kamen.

Als nach drei Tagen Waibels Erkrankung einen gefährlichen Verlauf nicht genommen, faßte ich rasch neue Pläne. Von einem gleichzeitigen Erforschen der Ndomme von Norden und Süden her konnte nicht mehr die Rede sein, wir mußten uns zunächst auf die Untersuchung des benachbarten Teils des Gebirges und seines noch ganz unbekannten Westfußes beschränken. Meine Frau blieb mit dem Kranken und wenigen Leuten in dem elenden Dorf Mongong.

Ich wollte zunächst über das Gebirge ziehen, um in Linde Anschluß an Waibels Routen zu bekommen, und dann um den Westfuß auf neuem Weg nach Mongong zurück. Die meisten Träger wurden entlassen. Ohne Zelt, mit nur acht Lasten und wenigen Leuten, marschierte ich am Morgen des 22. März allein ab, zuerst noch südwärts auf der „großen Straße“. In Mboa biegt sie in scharfem Winkel nach Osten ab und führt in dieser Richtung bis Joko, zum Sitz der Verwaltung der meisten Tikar-Länder.

Mein Pfad ins Gebirge ging weiter nach Süden, hinüber über die ganz flache Wasserscheide zwischen Kim und Mpem.

Bis tief in die Nacht mußte ich an diesem ersten Tag marschieren und mich ohne Laterne, nur beim flackernden Schein ganz primitiver, aus Grasstroh und dürren Zweigen zusammengebundener „Buschfackeln“ durch dunkeln Wald tasten, der die breite, sumpfige Niederung jenseits des Mpem erfüllt. Diese flache Senke greift tief ins Gebirge ein und wird durchströmt von sehr wasserreichen Zuflüssen des Mpem, die die sumpfigen Hochtäler dieses Teils der Ndomme entwässern. Der Mpem selbst entspringt weiter östlich auf dem höchsten Teil der inneren Ndomme-Fläche und fließt in weitem Bogen um den Westfuß des Gebirges herum.

Anstrengend, aber doch schön und lohnend waren die Marschtage im Gebirge. Man hätte sich etwas weniger Urwald in den tief eingeschluchteten Tälern zwischen den steilen, hohen Bergwänden gewünscht, in denen der Weg bald ansteigt. Des Waldes wird man überdrüssig, wenn man Stunde um Stunde ununterbrochen in ihm auf und ab steigt, ohne mehr als Bäume und abermals Bäume zu sehen, dabei über Wurzeln stolpert oder in Lianen hängen bleibt, oder im morastigen Boden knietief versinkt. Dafür ist es aber im Gebirgswald viel kühler als auf der brennend heißen Hochsteppe, besonders in den Mittagstunden.

In den hochgelegenen, kleinen Tikardörfern fand ich stets freundliche Aufnahme; überraschend war in ihnen der Reichtum an Ölpalmen, die hier auf der Nordseite der Ndomme etwa 1000 m hoch steigen, immer auf Waldboden [Tafel 26, Abb. 2]. Vom Wetter war ich sehr begünstigt, besonders als ich aus dem dichten Wald heraustrat, der bis auf die höchsten Höhen hinauf Täler erfüllt und Rücken bedeckt.

Plötzlich standen wir hoch über der Wute-Ebene. Ein herrlicher Fernblick, überwältigend und unbeschreiblich schön! Soweit das Auge reicht, dehnt sich vom Fuß des steil wie eine Mauer, Hunderte von Metern abstürzenden Südhangs der Ndomme die unendliche Fläche der Wute-Ebene mit ihren dunkelgrünen, fast schwarzen Waldschlangen in den hellen, an vielen Stellen strohgelb gebrannten Grasfeldern. Der Horizont ist fast überall abgeschlossen durch freie, klare Berglinien: im Süden, nur in lichten Umrissen angedeutet, die „Ngilla-Berge“, im Westen, mächtig und wuchtig auf verhältnismäßig kleinen Raum zusammengedrängt, die „Ngutte-Berge“ mit ihren steilen Riesenkegeln auf breiter, horizontaler Sockelfläche, die selber scharf gegen die Ebene abgesetzt erscheint, im Ganzen an den Njua erinnernd, nur steiler und spitzer in den Großformen. Dahinter, nur leise, aber deutlich aus dem Dunst des Westhimmels heraustretend, Berge des Bafia-Landes wie ich damals dachte, die anmuten wie eine weit, weit entfernte Wiederholung der „Ngutte“. Und links und rechts, soweit der Blick an der steilen Mauer, auf der wir oben stehen, entlang streift, die Höhen uud Berge, die Felswände und Schluchten der Ndomme, vor denen einzelne kleinere Berge wie Inseln aus dem Grasmeer emporragen.

Und nachher von unten diese Riesenwand mit ihren gewaltigen Felsgebilden, die nach dem Durchwandern der Njua-Berge in ihren Formen so vertraut schienen; diese mächtigen, viele Meter hohen glatten Felswände, die, oft in mehreren Stockwerken über einander getürmt, in so steilen Schalen abgewittert sind, daß sie vielfach nirgends auch nur spärlichem Pflanzenwuchs Raum zum Anheften gewähren und, von einem der vorgelagerten Inselberge im Scheine der untergehenden Sonne gesehen, wie Spiegelflächen glitzern und glänzen.

Ich stieg den steilen Hang hinab bis zu dem jetzt verlassenen, von Tikar bewohnten, aber dem Wute-Häuptling von Linde gehörenden Dorf Longwe, wo mich Waibels Pferd erwartete; nach zweistündigem Ritt kam ich am Abend des 24. März in Linde an. Ich fand das unter der Obhut unseres zweiten Soldaten zurückgelassene Zelt und Gepäck richtig vor und gönnte mir und meinen von den Bergpfaden ermatteten Leuten einen Ruhetag.

In der Hauptstadt des alten Ngutte, der heute beim jüngeren Ngilla in Ndumba in der Verbannung lebt, genoß ich die Gastfreundschaft seines Sohnes und Nachfolgers Dukan. Noch spät in der Nacht war er auf die Kunde von meiner Ankunft in sein Dorf zurückgekehrt von einem Zug nach Joko, wohin ihn der Stations-Leiter zu einem „palaver“ entboten hatte. Mit ganz unerwartetem Verständnis und Entgegenkommen ging der noch junge, sympathische Häuptling, eine schöne, männliche Erscheinung, auf meine Wünsche ein. Am nächsten Morgen schon standen 25 tadellose, kräftige Träger vor dem Zelt, ich wollte ja Waibels Gepäck mitnehmen; ein landeskundiger Führer war auch zur Stelle, und bald war ich über den neuen Weg im klaren, der erst ein Stück auf Waibels Route westwärts und dann, stramm nach Norden um den Westfuß des Gebirges herum, im Tal des Mpem und seiner Zuflüsse, wie ich richtig vermutete, wieder zum Ausgangspunkt meiner Wanderung zurückführen sollte.

Das Wute-Volk führt heute nur noch ein Schattendasein, es sonnt sich aber gern am längst verblichenen Glanz alter, großer Zeiten. Hier in dem entlegenen Linde — diese Schreibweise (oder „Lünde“) ist richtiger als das auf den Karten und in der Literatur herrschende „Linte“ — haben die Wute, oder, wie sie sich selbst nennen, Bute oder auch wohl Babute, ihre Eigenart am besten und reinsten bewahrt, wenn man auch leider schon hier manchem Hosennigger begegnet. Der junge Häuptling ist eine zuverlässige Stütze deutscher Macht, bei deren geringer numerischer Stärke für die Beherrschung dieser an sich so unruhigen, unbotmäßigen Stämme von der größten Bedeutung. Nirgends sonst in Kamerun hat wohl die eingeborene Bevölkerung der Ausbreitung der deutschen Herrschaft so lange und so nachhaltig Widerstand geleistet wie die Wute unter dem gefürchteten Brüderpaar Ngutte und Ngilla. Aber sie sind friedliche Ackerbauer geworden, ziehen ihren Mais und ihre Hirse, tanzen und trinken ihr Bier und fröhnen ihren tief gewurzelten kriegerischen Instinkten auf der Jagd, bei der sie mit geschulten Hundemeuten Antilopen und Büffel und selbst den Löwen jagen. Zu meiner größten Überraschung hörte ich hier zum ersten Mal, daß der Löwe so weit im Süden noch häufig auftritt; manch kräftiger Mann bleibt da auf der Strecke, aber die Jagdleidenschaft siegt immer wieder! Bis tief in die Nacht veranstaltete der Häuptling Tänze und Singspiele seiner Weiber.

Es ist in dieser Jahreszeit schwül und heiß in der Wute-Ebene; die Gebirgsmauer bleibt fast dauernd hinter weißen und schwarzen Wolken verborgen, nur ab und an kommen ein paar Gipfel heraus. Der zweite Tag war günstiger; ich konnte von einer kleinen Höhe östlich des Orts, unweit der Straße nach Joko, die der Häuptling im Auftrag der Station ganz selbständig in gutem Zustand hält, den Südhang der Ndomme weit nach Osten anpeilen und zeichnen. Und die mächtigen Regenfluten der nächsten Nacht, die endlich etwas Abkühlung brachten und den trockenen Staub niederschlugen, ließen mich diese topographischen Arbeiten beim Weitermarsch am 27. März mit gutem Erfolg westwärts fortsetzen, am allmählich niedriger werdenden Südrand der Ndomme entlang [Tafel 27, Abb. 1], über und um die freiliegende Gruppe des

Lomfo, die schon stark in Einzelrücken und kleine Berge aufgelöst ist, bis zum Bimfo.

Dieser, auf der Karte „Bembo“ genannte, steil aus einem dunklen Waldgürtel aufsteigende kahle Granitberg steht bei Bfurru, meinem letzten Quartier in der Wute-Ebene, nach allen Seiten frei über der Savanne, ein typischer Inselberg. Am folgenden Tag umwanderte und bestieg ich ihn. Sein Gipfel ist in mächtigen Blöcken aufgebaut, ähnlich den Felstürmen des Njua. Bei klarem Wetter konnte ich den Steil-Rand der Ndomme weit verfolgen; der Bimfo ist als freiliegende Bastion der Südwest-Ecke vorgebaut, hinter ihm biegt der Rand aus seiner bis dahin ost-westlichen Richtung scharf nach Norden um. Der vordem ganz unbekannte Westfuß des Gebirges bildet aber nicht mehr eine geschlossene Bergmauer wie der Südhang, sondern ist aufgelöst in kulissenartig hinter einander aufsteigende, von Nord nach Süd streichende Bergreihen, die dunkler Wald ganz umkleidet. Im Nordwesten steht der schartige Klotz des Jessom als scharfe Silhouette gegen den Himmel. Zwischen ihm und dem Westrand der Ndomme öffnet sich die breite Niederung des Mpem, der den ganzen Westen der Ndomme entwässert.

Die Wege am Bimfo waren unglaublich schlecht; der angeblich ortskundige Führer, den der mürrische Unterhäuptling in dem kleinen Wutenest nur widerwillig gestellt hatte, versagte völlig; schließlich war der Kompaß allein mein Wegweiser. Erst in tiefer Nacht kam ich durch dichten, dunkeln Sumpfwald zum Lager zurück.

Leider waren am nächsten Tag die Höhen des Westrandes im diesigen Dunst nur unklar zu erkennen. In dem weiten Überschwemmungsgebiet des Mpem zog ich, immer den Jessom zur Linken, in der heißen, sonnigen Savanne über trockene Grasrücken und durch walderfüllte Bachtäler nordwärts bis zum letzten Wutedorf Bugandjong. An diesem Tag kam ich noch nicht an den Fluß heran, konnte aber seinen Lauf an dem breiten Galeriewald deutlich erkennen.

Im Urwald am Westfuß der Ndomme war für mich die größte Überraschung und schönste Augenweide das aufschießende, frische Grün des Unterholzes, das in das ewige, ermüdende graue Einerlei des noch ganz dürren und trockenen Urwaldinnern Farbe und Leben brachte. Der Wald von außen gesehen in der Fülle tropischer Lichtpracht und sein Inneres in der Trockenzeit sind krasse Gegensätze.

Ich zog über den in wechselnder Breite bald mehr nach Norden, bald mehr nach Süden ausbiegenden politischen Grenzsaum zwischen Tikar und Wute hin; er war anscheinend stark besiedelt, überall entstanden neue Farmdörfer auf dem sorgfältig gerodeten, fruchtbaren Waldboden mit tiefgründigem Humus; überall wurden neue Hütten gebaut, aber keiner der vielen, oft recht stattlichen Orte war auf der Karte verzeichnet oder, wie ich später bei Nachfragen auf der Regierungs-Station Joko feststellte, dort auch nur dem Namen nach bekannt.

Dies dicht besiedelte, fruchtbare Land erinnerte an das von uns vor wenigen Wochen am oberen Mbam entdeckte Neuland Nord-Tikars, wo zwischen Bamum und Tikar ein ähnliches Hinüber- und Herüber-Wechseln über den Mbam stattgefunden hat, wie hier in der Mpem-Niederung zwischen Tikar und Wute.



F. Thorbecke phot.

*1. Der schon stark aufgelöste westliche Teil des Ndomme-Randes*



F. Thorbecke phot.

*2. Der Mpem*

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

Weitherzig nimmt der Häuptling von Ngambe hier wie dort jeden Flüchtling mit offenen Armen auf.

Vom Tikardorf Nging aus, das hoch über dem Mpem auf steiler Bergkuppe liegt, sandte ich Pferd und Hauptgepäck auf direktem Weg ins Standquartier nach Mongong. Ich zog wieder mit meinen acht Leuten, jetzt scharf nach Osten ausbiegend, auf schlechten Wald- und Bergpfaden wie beim ersten Eindringen ins Gebirge, in die Ndommo hinein, immer dem Mpem weiter stromauf folgend. Vier- bis fünfmal kreuzte oder berührte ich den Fluß, der zwischen hohen, steilen Lehmufern dahinfließt und in dieser Jahreszeit hier etwa 15 m, weiter oberhalb nur 8—10 m breit ist. Fast überall in diesem Teil seines Laufes mäandriert er stark; an besonders flachen Laufstrecken macht er große Schlingen, das seichte Wasser ist dann sogar bis zu 20 m breit [Tafel 27, Abb. 2]. Wo ich ihn zuerst traf, überwog noch weitaus der Galeriewald mit hohen Bäumen; weiter oben waren die Ufer von dichtem Gras begleitet, nur selten umsäumten ihn dünne Reihen einzeln stehender Bäume, wie an dem hohen Steilufer, wo ihn die Straße aus dem Gebirge nach Mboa überschreitet.

Hier traf ich am 1. April auf meine Route vom 22. März und in Mboa auf die Straße Joko-Ngambe. Jetzt, da der Lauf des Mpem festlag, erkannte ich, daß eine waldige Bodenwelle, aus der einzelne Hügel aufsteigen, weiter im Westen die Wasserscheide zwischen dem Mpem und dem Kim unterhalb von Ngambe bildet.

Am Mittag desselben Tages war ich wieder in Mongong, wo wir nach fast zweiwöchentlicher Trennung vergnügtes Wiedersehen feierten, dessen Freude noch erhöht wurde durch die Fortschritte in Waibels Befinden. Freude herrschte auch unter unsern Schwarzen, vor allem über das Jagdglück der Soldaten, die zwei große schwarze Flußschweine und einen mächtigen Büffel schossen. So wurde der unsrer Karawane drohenden Hungersnot vorgebeugt, und auf einmal war auch in Mongong und Umgebung wieder Mais- und Hirsemehl zu kaufen, das die Eingeborenen bisher verweigert hatten, jetzt aber gegen Fleisch tauschen wollten.

Meine Frau hatte neben der Krankenpflege noch Zeit zum Malen gefunden. Bisher hatte sie nur aquarelliert, die einzig mögliche Technik beim Wanderleben. Das Stillesitzen und die kühleren Tagestemperaturen ließen sie Versuche mit Ölfarben anstellen. Aber die Bilder blieben wochenlang halb feucht und konnten nur mit äußerster Vorsicht transportiert werden. Später ist sie daher wieder zum Aquarell zurückgekehrt. In Mongong malte sie den Njua und mehrere Studien; eine hält die merkwürdige „Herbststimmung“ der höchsten Trockenzeit fest, mit ihren graugelben und gelben Tönen, die aber jetzt schon überall frischem Grün zu weichen begannen.

Gleich nach meinem Eintreffen sandten wir einen Boten nach Ngambe, um unsre vor vierzehn Tagen entlassenen 80 Träger wieder zu holen; aber er kam allein zurück mit der wenig erfreulichen Nachricht, der Häuptling weigere sich, Leute zu stellen. Anscheinend fühlte er sich durch unsere Anwesenheit in seinem Land in seinem beschaulichen, stationsfernen Dasein gestört. Auf energisches Drängen und Drohen mit Beschwerde in Joko erhielten wir endlich

dreißig von der Straße aufgelesene Leute. Sie mußten daher dreimal denselben Weg hin und zurück machen, hatten wir doch außer den Lasten den Kranken in der Hängematte zu befördern.

Das schwülheiße Wetter der letzten Wandertage hielt an, die ganze Landschaft steckte in dickem, weißem Dunst, der aber kein Nebel war. Erst ein heftiger Tornado mit furchtbaren Regenfluten brachte in der Mittagsstunde des 4. April die ersehnte Abkühlung und freien Fernblick. Aber in der Nacht brannte schon wieder die Steppe im Nordosten lichterloh, so rasch war das Gras in der stechenden Nachmittagssonne getrocknet.

Wir hatten unser Lager einen guten Tagemarsch ostwärts verlegt in den kleinen Tikarort Bambu, an der großen Straße nach Joko; er liegt unmittelbar am Fuß der langgestreckten, steilen Gebirgsstufe, die wir immer in Mongong vor uns sahen, und an deren höchstem Teil ich auf dem Weg nach Linde westlich vorbeimarschiert war. Die Besteigung eines freiliegenden Vorbergs, unmittelbar über dem Dorf, endete als erfolgreiche Jagd auf Wasserböcke; diese gewaltigen, einer Kuh an Größe gleichenden Antilopen kommen sehr zahlreich hier im Gebirge vor.

Am 6. April stiegen meine Frau und ich auf den höchsten Gipfel der Stufe, den Bamadurru, der die breite, von zwei fast losgelösten Vorbergen umrahmte Talsenke des Egong im Süden abzuschließen schien. Der Egong fließt auf der Nordseite der Ndomme zum Kim, nicht, wie unsere Karten angaben, zum Mpem. Die Wasserscheide ist allerdings in diesem Teil der Ndomme in den Geländeformen so wenig ausgeprägt, daß sie nur durch Erkundungen festgelegt werden kann.

Es wurde glühend heiß, wir hatten den Anmarsch unterschätzt und waren zu spät am Morgen aufgebrochen. Durch dichtes Gras mit nur wenigen Bäumen ging es zwischen den Vorbergen an dem starken Bach hin, der über mächtige Granitplatten zu Tal fällt. Weiter oberhalb überschritten wir eine west-östlich gerichtete Laufstrecke, die in sandigem Flußbett in vielen Mäandern träg dahinschleicht. Am Westfuß des Bamadurru schien sich der Egong in engem Felsental durch den Rand der Stufe seinen Weg von Süden nach Norden zu bahnen, es brauste und rauschte zu uns herüber von einem oberen Fall, als wir die Steilwand des Berges emporkletterten.

Wir wurden durch eine großartige Fernsicht belohnt. Weithin dehnt sich nach Norden eine gewaltige Hochfläche, die sich in einer deutlichen Stufe abhebt von der flachen Senke, aus der der Klotz des Njua jäh und unvermittelt emporsteigt. Gegen Nordosten scheint sich die Hochfläche ins Unendliche auszubreiten, in der Richtung auf Tibati; hier ist ihr eine erhöhte Bergkette, die Labarä, aufgesetzt, die bereits jenseits des Kim liegen [Tafel 28]. Auf den Karten war von Stufen und Bergen nichts zu erkennen.

Im Süden erheben sich in weiter Ferne über einer welligen Fläche, die im ganzen höher ist als die nördliche und aus der der Bamadurru mit seiner flachen Kuppe nur wenig emporragt, eine Reihe bizarrer Felszacken und Gipfel. Wir hielten sie für Bergzüge und Einzelgipfel, die dieser höchsten Stufe aufgesetzt sind; später, bei der Untersuchung des Südrandes der Ndomme von Joko



*M. P. Thorbecke phot.*

*Hochfläche der Ndomme, in der Ferne die ihr aufgesetzte Gruppe der Labarä*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*

bis Linde, haben wir in ihnen die steilen, felsigen Höhen des etwas aufgewulsteten Südrandes erkannt.

Zwischen ihnen und unserm Standpunkt hat der Egong mit seinen Zuflüssen eine weite, flache Senke ausgeräumt, die er durch das schon beim Aufstieg vermutete, jetzt von oben deutlich beobachtete Felsental entwässert.

Hier bekamen wir zum ersten Mal den Eindruck, der sich bei den Wanderungen der nächsten Monate immer mehr zur feststehenden Tatsache verdichtete, daß die Ndomme nicht eine mehr oder minder breite Gebirgskette mit deutlich abgesetzten Rändern an beiden Längsseiten seien, sondern vielmehr eine riesige Hochfläche, die in steiler Stufe über die südlich vorgelagerte Wute-Ebene emporsteigt und sich ganz langsam nach Norden in großen Bodenwellen zum Oberlauf des Mbam hin senkt. Aus dieser gewaltigen Fläche erheben sich größere, zusammenhängende Teile zu bedeutenderer Höhe, wie die Stufe zwischen Mboa und Bambu, die ich West-Ndomme nennen möchte, wie der südöstliche Teil, auf dem Joko liegt, wie die Labarä. Außerdem sind überall über die Fläche im Süden wie im Norden große und kleine Felsberge verstreut. Die Fluß- und Bachtäler sind ganz verschieden tief eingeschnitten; um da irgend eine Gesetzmäßigkeit der Erosion zu erkennen, muß die Fertigstellung der Karte und die Ausrechnung der zahlreichen Höhenmessungen abgewartet werden. Erst dann wird sich ein abschließendes Bild der Morphologie der Ndomme gewinnen lassen.

Unser Plan war, von Bambu aus die südliche Hochfläche der Ndomme in der Richtung auf Linde zu überqueren; selbst ohne Weg wäre das in dieser Jahreszeit bei dem jetzt ganz niedrigen Graswuchs ohne große Schwierigkeiten durchzuführen gewesen. Da befiel mich zwei Tage nach der Besteigung des Bamadurru eine, wenn auch nicht heftige, so doch unverkennbare Dysenterie, die alle Arbeitspläne über den Haufen warf. Die Expedition mußte elf Tage liegen bleiben, bis ich in der Hängematte transportiert werden konnte, ebenso wie Waibel, der nach der ersten Exkursion oder in Folge eines geringen Diätfehlers einen Rückfall erlitten hatte. In dieser Zeit hat meine Frau die Expedition geführt, bis Joko die Route aufgenommen und größere Peilungen gemacht, trotzdem sie schon an einer erst unterwegs richtig zum Ausbruch kommenden Malaria litt; ihre Erkrankung zwang uns, in dem großen Häuptlingsdorf Jakong Aufenthalt zu nehmen, wo sie sich erfreulich rasch erholte. Aber Waibel bekam schon zwischen Bambu und Jakong einen so schweren zweiten Rückfall, daß ich mich entschloß, ihn sofort nach Joko zu schicken, wo er auf der Regierungsstation liebenswürdigste Aufnahme und Pflege fand und sich, trotz weiterer kleiner Rückfälle, ganz gut zu erholen schien.

Jakong ist ein schönes, großes Tikardorf, der Sitz eines wegen seines Reichtums weithin bekannten Häuptlings. Unsere Aufnahme entsprach durchaus diesem Ruf; Trägerwechsel und Verpflegung erledigten sich fast von selbst. Das Dorf zeigt, trotz seiner Größe, die typische Straßenform; von der breiten, fast platzartig erweiterten Hauptstraße, an der hinter hohen Mattenzäunen die Gehöfte des Häuptlings und der Großen liegen, zweigen nur schmale Gassen ab, die in gewundenem Lauf zwischen den geflochtenen Graswänden fast gangartigen Charakter haben.

Hier haben wir die interessantesten und schönsten Tanzspiele der Tikar erlebt; feine Xylophon-Musik, auf zwei Instrumenten vierhändig gespielt, und mehrstimmiger Gesang hat uns am meisten überrascht.

Das Dorf liegt inmitten großer Waldungen, die sich hier über Täler und Rücken erstrecken und auf deren tiefgründigem Humusboden in dieser Jahreszeit der junge hellgrüne Mais auf weiten Flächen schon mehr als 50 cm hoch stand. Aber immer noch mehr Wald wurde gerodet, all der fruchtbare Boden allmählich mit Mais besät, um mehrere Monate hindurch immer die so sehr geschätzten frischen, jungen Maiskolben zu haben.

Einen Tagemarsch östlich von Jakong, das wir am 10. Mai verließen, hören die großen Wälder auf, die sich zu beiden Seiten des stark mäandrierenden Ekie ausdehnen; bis über Joko hinaus herrscht wieder die oft baumreiche Savanne, in der sich der Lauf hier tief eingeschnittener Gewässer durch die dunklen Waldsäume scharf abzeichnet.

Am Weg zur Station haben sich zwischen Jakong und Joko eine ganze Anzahl kleiner Dorfhäuptlinge der verschiedensten Stämme angesiedelt; sie hofften unter dem Schutz der deutschen Macht ihre Selbständigkeit gegenüber den großen Nachbar-Häuptlingen, Tikar wie Wute, wahren zu können, und bisher hat sie diese Hoffnung auch nicht getäuscht. Da ihre Völker ziemlich schwach an Zahl sind, so ist ihr eifrigstes Bemühen auf die Vermehrung ihrer Untertanen gerichtet; sie suchen von allen Seiten Leute heranzuziehen, was fortwährend zu Streitigkeiten führt, mit deren Schlichtung die Station oft Tage verliert. Komisch und rührend zugleich wirkte das Beispiel des Wambai, der im Gegensatz zu den trotz ihrer ansehnlichen Weiberschar kinderarmen großen Häuptlingen von jedem seiner neun Weiber mindestens ein Kind aufweisen konnte, darunter sieben Säuglinge, und uns auseinandersetzte, daß er auf diese äußerst natürliche Weise auch weiterhin sein Volk zu vermehren gedächte. Der Wambai war Tikar, seine Nachbarn meist Wute, und mitten unter ihnen saß ein Baia, dessen großes, sehr sorgfältig gebautes Torhaus innen und außen mit bunt bemalten, reliefartigen Lehmornamenten verziert war.

Von einer hohen Felskuppe, etwa 16 km von Joko entfernt, erblickten wir zum ersten Mal den hohen Stationsturm, der als Wahrzeichen deutscher Macht weithin sichtbar ist. Am 11. Mai zogen wir in Joko ein, aufs liebenswürdigste begrüßt von dem Stationsleiter Max Müller. Die Expedition genoß auf der Station weitgehende Gastfreundschaft; es wurden uns nicht nur für die Zeit der Erholung von eben überstandener Krankheit, sondern für die ganze Regenzeit drei hohe, luftige Wohnräume in festen Steinhäusern zur Verfügung gestellt, samt Boyhäusern, Küche, Vorratsraum und Stallung: ein regensicheres Quartier, das uns nach dem monatelangen Hausen in Zelt oder Negerhütte fürstlich vorkam. Der stellvertretende Bezirksamtmann von Jaunde, Assessor Priester, kam bald nach uns in Joko an, und da er sich überzeugte, daß wir den Stationsbetrieb unmöglich stören konnten, lud er uns ein, so lange auf der Station zu verweilen, wie es uns behage.

Es folgten einige Tage der Ruhe und Erholung; das kühle Höhenklima von Joko und unsre schöne Wohnung ließen uns Krankheit und Strapazen der letzten Monate rasch überwinden.

Sorge bereitete uns allein der Zustand des Reisegefährten. Ein sehr heftiger Rückfall machte ärztliche Behandlung unbedingt erforderlich, im Höhenklima von Joko war Besserung und Heilung ausgeschlossen. Schnell wurden Träger bestellt, und am 27. Mai mußten wir uns von dem Kameraden trennen, mit dem wir über ein halbes Jahr Freud und Leid des Expeditionslebens geteilt hatten. Die Station gab ihren schwarzen Heilgehilfen zu seiner Pflege mit, unterwegs hat er auf der Baptisten-Station Ndumba bei Missionar Hoffmeister und seiner Frau freundliche Aufnahme gefunden.

Von Jaunde mußte Waibel leider zur Küste und nach Deutschland zurückkehren. Wir haben ihn erst in der Heimat, zu unserer Freude völlig gesundet wiedergesehen.

Wir begannen jetzt mit regelmäßiger Arbeit. Der 18 m hohe Turm der nach geographischer Länge und Breite fest liegenden Station Joko wurde hervorragender Aussichts- und Peilpunkt bei allen weiteren topographischen Aufnahmen. Zunächst mußten wir uns Klarheit darüber verschaffen, ob die Ndomme-Fläche, wie es von hier aus den Anschein hatte, wenig östlich von Joko ihr Südost-Ende erreiche oder sich irgendwie weiter fortsetze. Wir zogen deshalb Anfang Juni in zweitägigem Marsch zum Berg Baschu, durch oft stark versumpftes, aber reich mit Farmen bedecktes Land, in dem noch manches verborgene Wute-Dorf des Häuptlings von Joko liegt. Tatsächlich bildet die runde Kuppe des Baschu die äußerste Südost-Bastion der Ndomme-Hochfläche, deren Rand hier in fast nordwestlicher Richtung einbiegt und steil zur Djerem-Ebene abfällt. Weit im Norden sahen wir eine neue, steile Stufe aus dem Tiefland aufsteigen; ob sie aber mit den Ndomme zusammenhing oder für sich jenseits des Djerem lag, konnten wir weder vom Baschu noch von dem weiter nördlich gelegenen Dorf Woingbe feststellen. Den Aufschluß darüber hat uns erst unsere Wanderung nach Tibati im August gebracht.

Auch in dieser nächsten Umgebung von Joko fiel uns der Wildreichtum auf. Sogar unverkennbare Löwenspuren sahen wir mehrfach auf den vom Regen aufgeweichten Pfaden in der hier besonders baumreichen Savanne [Tafel 29, Abb. 1].

# Im Wuteland am Südrand der Ndomme

Vom Turm der Station Joko, wie auch vom Gipfel des Baschu und von manchem Punkt des Wegs dorthin, hatten wir im Süden in der Ebene eine Reihe merkwürdiger Berge gesehen. Es waren nackte, kahle Felsklötze mit senkrechten Wänden, aber ohne jede scharfe Zacke, ohne schroffe Gipfel. Vollkommen rund und glatt erschienen sie aus der Entfernung, gelbrot leuchtete der helle Stein über der grünen, flachen Wute-Ebene, wenn die Abendsonne darauf lag [Tafel 29, Abb. 2]. Der einzige Vergleich, der ihr Aussehen veranschaulichen könnte, ist der mit den Sandgebilden, die kleine Kinder bei uns mit Holzformen herstellen, aber in riesigen Dimensionen, denn wir sahen schon von weitem, daß diese Bergklötze mindestens 200—300 m über die Ebene aufragen mußten. Unser Interesse wurde durch sie lebhaft erregt, und wir brachen am 14. Juni abermals von Joko auf zu einem dieser Berge, der, wie wir hörten, unmittelbar an der großen Straße nach Jaunde liegen sollte.

Die Jaunde-Straße ist eine der wirklich ausgebauten Regierungsstraßen im Innern von Kamerun, und man kann sie wohl in ihrem ganzen Verlauf vorzüglich nennen. Auf ähnlich gutem Weg sind wir später nur noch einmal gezogen, auf dem Rückmarsch zwischen Bamum und Dschang. Unser Weg am 14. Juni hatte ein nicht unbedeutendes Hindernis zu überwinden: wir mußten den steilen Abfall des Ndomme-Plateaus zur Wute-Ebene hinab, die Straße nimmt ihn in mehreren recht steilen Kehren. Wasserläufe sind sehr häufig, sie waren meist durch feste Bohlenbrücken passierbar gemacht, von denen freilich in jeder Regenzeit eine oder die andere durch die stark angeschwollenen Bäche und die von ihnen mitgeführten Steinbrocken zerstört und fortgerissen wird. In zwei Tagemärschen erreichten wir, immer auf der guten Straße, das Dorf Woimane, am Fuß des letzten, noch mit den Ndomme zusammenhängenden Gebirgsausläufers. Der nächste Morgen brachte uns rasch hinaus in die freie Wute-Ebene, und bald tauchte über den Savannenbäumen und dem jetzt schon wieder über meterhohen Gras das Ziel unsrer Wanderung, der Bergklotz Fui auf [Tafel 30, Abb. 1]. Steil und unvermittelt ragt dieser kahle Granitberg aus einer sumpfigen Niederung, bis zum Fuß ist das nackte Gestein sichtbar, auf dem Gipfel wächst nur spärliches Gras und einzelnes niedriges Gebüsch; schmale, schwarze Wasserfurchen sind in die Wände eingewaschen. Am meisten überraschte uns eine Erscheinung, die wir bisher noch nie in solcher Deutlichkeit beobachtet hatten: von dem glatten, unzerklüfteten Felsklotz war das Gestein schuppenartig abgesprungen in Schalen, die zwischen 10 und 50 cm dick waren. Dieses Abspringen geschah augenscheinlich von unten nach oben; an vielen Stellen bemerkten wir, wie eine obere Gesteinspartie über die untere mit scharfer Kante hervorragte,



M. P. Thorbecke phot.

*1. Baumsavanne auf den östlichen Ndomme*



M. P. Thorbecke phot.

*2. Felsberge in der Wute-Ebene*

Hamburg: L. Friederichsen & Co.



M. P. Thorbecke phot.

*1. Der Fui, ein dem Ndommerand vorgelagerter kahler Granitberg*



M. P. Thorbecke phot.

*2. Schuppenartig abspringendes Gestein am Fui*

die darunter liegende Felsplatte war abgesprungen. Und das oben hängen gebliebene Gestein scheint nicht nach kurzer Zeit nachzustürzen, sondern wird vom Regenwasser allmählich abgewaschen; die scharfe Kante rundet sich, wird immer flacher, schließlich bleibt nur eine kaum merkliche Einbiegung der Profillinie sichtbar, die Felswand steht wieder fast glatt da, jetzt nur ein wenig steiler an dieser Stelle. Wir fanden diese drei Stadien des scharfen Vorsprungs, der stark abgerundeten Kante und der schwachen Einbiegung an mehreren Stellen dicht bei einander [Tafel 30, Abb. 2].

Kurz nach der Ankunft in dem Dorf Djinga lockte mich die Jagdlust auf die Pavianscharen, die den Fui bevölkern, noch auf den Berg. Nach dem Dorf zu war der Felsabsturz weniger steil, ein flacherer, aber ebenfalls kahler Felsrücken zog sich vom halbkugelförmigen Haupttcil des Berges in dieser Richtung hin, ein Erklettern des mächtigen Klotzes war von dieser Seite möglich, von jeder andern wäre es ausgeschlossen gewesen. Die Affenjagd war erfolglos, dafür aber hatte ich von der flachen, glatten Gipfelfläche herrliche Aussicht. Wunderbar klar stand im fernsten Südwesten die zackige Linie der „Ngutte-Berge“ gegen den gelben Abendhimmel; nach einer breiten Lücke folgte der schartige, hohe Rücken des Jessom, und dann dehnte sich in fast unübersehbarer, langer Linie die steile Mauer des Ndomme-Absturzes, mit zahllosen Buchten und Taleinschnitten, mit einzelnen Inselbergen davor und ebensolchen, dem gleichmäßig hohen, obern Rand aufgesetzten Einzelgipfeln.

Wir stiegen am nächsten Morgen wieder hinauf, aber dichter Nebel hüllte Nähe und Ferne ein; nur ab und an teilte er sich und ließ uns einen Blick auf unser Ziel, den Gipfel des Berges. Als wir oben ankamen, hieß es geduldig ein paar Stunden warten, bis die Nebel von der Sonne aufgesogen waren. Die obere, ganz flach gewölbte Kuppe bestand zum großen Teil aus glattem, grobem Granit. Stellenweise waren in ihm pfannenartige Vertiefungen eingesenkt; bei den großen Temperatur-Unterschieden zwischen Tag und Nacht bilden sie sich in der Trockenzeit durch das Ausplatzen dünner Schalen, deren Trümmer rasch zerfallen und von den Wasserfluten der folgenden Regenzeit ausgeräumt werden. Wo diese Vertiefungen dicht bei einander liegen, hat sich eine dünne, sumpfige Humusschicht gebildet, und auf ihr ein feiner, niedriger Graswuchs. Die Mitte der Bergkuppe ist sogar von einer Fläche hohen, starken Grases bedeckt; an ihren flachen Hängen ist in breiteren Wasserrunsen der Humus etwas stärker entwickelt, — mittelhohe Bäume und Gesträuch wachsen darin, die in dieser Jahreszeit in voller Blütenpracht standen.

Endlich klärten sich Himmel und Horizont, aber die strahlende Fernsicht des vorhergehenden Abends wollte nicht wiederkommen, weder Ngutte-Gebirge noch Jessom waren zu sehen, auch der westlichste Teil des Ndomme-Randes schwamm in violettem Dunst. Doch war die Aussicht immer noch lohnend genug; ist der Fui doch der einzige Punkt, von dem man wirklich einen umfassenden Blick über die Ausdehnung und die allgemeine Form des Steilrandes der Ndomme bekommt. Die Untersuchung dieses Randes mußte unsere nächste und wichtigste Aufgabe sein, freilich auch sehr schwierig bei den immer drohenden Regengüssen dieser Jahreszeit.

Den Tabellen der Regenmessungen auf der Station Joko hatten wir entnommen, daß im Mai und Juni eine Art Regenpause einzutreten pflegt, unsere eigenen Beobachtungen dieses Jahres hatten das bestätigt. Der Regen setzt nicht ganz aus, fällt aber verhältnismäßig selten, manchmal vergehen Tage ohne einen Tropfen; und wenn Niederschläge fallen, geschieht es meist in der Nacht, der Tag kann zur Arbeit im Freien benutzt werden, wenn auch mitunter heftige Regenböen einfallen. Die Tabellen der früheren Jahre sagten uns aber voraus, daß wir von Anfang Juli an wieder auf eine Steigerung in der Häufigkeit und der Menge der Niederschläge rechnen mußten.

Deshalb gaben wir den Besuch der andern, einzeln liegenden Felsberge auf, so sehr sie uns auch lockten. Es hätte große Schwierigkeiten gemacht und viel Zeit gekostet. Wie uns die Eingeborenen versicherten, liegen sie alle inmitten großer Sümpfe, die nur in der hohen Trockenzeit gangbar sind. Die hellgrünen Sumpfwiesen um jeden Einzelberg, um jede Berggruppe hatten wir vom Fui aus deutlich liegen sehen. Unsere Leute hatten vergebens versucht, zu einer benachbarten Gruppe einen Weg durch den Sumpf gangbar zu machen; sie waren kaum vorwärts gekommen. Auch um den Fui ziehen sich rings herum solche Sümpfe, durch die die Straße als aufgeschütteter Damm führt.

So kehrten wir in Eilmärschen nach Joko zurück. Auf der Jaunde-Straße kommt man beinah halbstündlich durch kleinere und größere Dörfer, die alle auf Geheiß der Regierung von ihren früheren, oft weit entfernten Farmplätzen hierher verlegt sind, um die breite Straße in Ordnung zu halten und Verpflegung für die Karawanen mit Regierungs- oder Handelsgütern zu liefern. Die meisten Dörfer sind sauber und freundlich, neuerdings hat die Station auch Rasthäuser für europäische Reisende und für Träger angelegt.

In der letzten Juniwoche verließen wir abermals unser schönes, gastliches Quartier in Joko, um die Bearbeitung des Südrandes der Ndomme in Angriff zu nehmen.

Als wir am zweiten Tag den Punkt erreichten, wo der Weg nach Linde in der bisherigen Richtung von der bald südwärts führenden Jaunde-Straße abzweigt, zogen wir westlich weiter und behielten diese Richtung bis Linde bei. Immer dehnt sich die schier endlose, grüne Wute-Ebene mit vereinzelt in ihr verstreuten Felsbergen zur Linken, die steile Mauer der Ndomme zur Rechten. Oft schieben sich niedrigere Vorstufen in die Ebene hinaus, deren geneigte Hänge dichter, dunkler Wald bedeckt; andere Berge sind schon losgetrennt und liegen weiter draußen, dann führt die Straße mitunter hart an den fast senkrechten, riesigen Felswänden hin. Ihr Zustand wurde bald herzlich schlecht, nur ihre geschickte Führung, die fast jede Anhöhe und Steigung umgeht, macht sie einigermaßen passierbar. Der Untergrund war häufig sumpfig, die niedrigen Knüppeldämme meist morsch oder zerbrochen.

Sehr vorteilhaft und günstig war für uns eine Begegnung mit dem Stationsleiter Müller, der auf einer Dienstreise durchs Wuteland von Linde nach Joko zurückmarschierte. Überall, wo er gewesen war, waren auch die Wege vorzüglich, die Eingeborenen hatten selbstverständlich bei seinem Nahen die ihnen zugeteilte Wegstrecke gereinigt, sumpfige Stellen aufgeschüttet, Brücken und Knüppeldämme ausgebessert oder gar neu gebaut.

Wie eine riesige Felsenmauer stehen die Ndomme über der Wute-Ebene. Flache Buchten sind häufig tief eingeschnitten, umrahmt von den steilen Vorstufen, die nach außen immer niedriger werden; aber nirgends öffnet sich im Gebirgsrand ein breiteres Tal. Wo es irgend anging, durchschnittlich von 15 zu 15 km, sind wir zu topographischen und morphologischen Arbeiten die steilen Wände hinauf gestiegen, oft mehr geklettert, nicht selten an brausenden Wasserfällen empor. Jede dieser Besteigungen bestätigte von Neuem den Eindruck, den wir zum ersten Mal deutlich auf dem Bamadurru bekommen hatten, daß die Ndomme als eine riesige Hochfläche aufzufassen sind; ihr etwas aufgewulsteter Südrand fällt steil, meist in mächtigen Felswänden zur Wute-Ebene ab, gewaltige Blockmeere dehnen sich vielfach an ihrem Fuß. Nirgends aber war zwischen Ebene und Felswand auch nur der geringste Gesteinswechsel zu erkennen: überall derselbe grobe Granit, der oben wie unten in großen Platten und flachen Schalen zu Tage tritt. Häufig dröhnte es dumpf unter dem Pferdehuf, wenn wir über eine Steinplatte hinwegritten, es klang, als ob die einzelnen Platten nur lose auf einander lägen. Und oben wieder die flachen, pfannenartigen Vertiefungen im harten Gestein wie auf dem Fui [Tafel 35, Abb. 1], auf einem der Randberge in merkwürdiger Vergesellschaftung. Die zahlreichen, stets südwärts fließenden Bäche führen viel feinen, gelbweißen Sand; manchmal war der Pfad weithin mit diesem feinen Verwitterungsprodukt bedeckt, das man auch überall ganz dünn zwischen den Grasbüscheln der Savanne findet.

Oben dehnt sich die Hochfläche nach Nordosten unendlich aus, in breiten, waldigen Rücken und weiten, walderfüllten Tälern. Wald bedeckt in diesem Teil der Ndomme große Strecken, oft machen sie hier den Eindruck des Waldgebirges. Im Westen, und wie wir bei dem Zug nach Tibati später feststellen konnten, auch im Osten, sind tiefe Buchten in die Fläche eingesenkt: die größte ist die des Kim und seiner zahlreichen Nebenflüsse, aus der der Njua aufsteigt. Von kahlen Steinwüsten, wie sie frühere Schilderungen erwarten ließen, war jedoch selbst im südlichen Teil der Ndomme wenig zu sehen. Wohl aber fanden wir, zwischen einzelnen, der Fläche aufgesetzten, kahlen Felsbergen, die in ihren Formen denen unten in der Wute-Ebene merkwürdig gleichen, weite Strecken tiefgründigen, schwarzen Humusbodens in dichten, dunkeln Wäldern. In diesen Wäldern gibt es noch Gummi, wenn auch wohl nicht in übergroßen Mengen. Am aufsteigenden Rauch konnten wir an vielen Stellen deutlich die Lage kleiner Farmdörfer feststellen, die bereits alle von Tikarleuten bewohnt werden. In der Ebene wohnt der Wute, oben auf den Höhen der Tikar, der Steilrand bildet eine starke politische Grenze; und was von Tikar heute noch unten in der Ebene sitzt, ist den Wute von Linde untertan. Auf diesem Grenzsaum, wo Wute und Tikar neben einander wohnen, wachsen noch Ölpalmen auf den Feldern und aufgelassenen Waldfarmen, sonst eine Seltenheit im Wuteland. Auf der inneren Fläche sollen an einzelnen Orten ganze Ölpalmhaine stehen, der größte ist Eigentum des Tikar-Häuptlings von Jakong.

Je näher wir unserem Ziel kamen, um so großartiger wurden die Formen des Steilrands [Tafel 31, Abb. 1]. Da lag plötzlich, von den Hängen eines grasigen Vorhügels gesehen, die riesenhafte, kahle Felswand des Gümfo vor uns,

der fast senkrechte Absturz der Ndomme-Fläche, hinter dem in weiter Ferne Kuppen und spitze Berge auftauchten. Immer höher und gewaltiger steigt die Wand empor, je mehr wir ihr nahen. Liegt die Sonne auf ihr, wie am Morgen des Marschtages, leuchtet sie fast weiß; ziehen schwere Regenwolken über's Land, steht sie dunkel und drohend da. Der Weg führt in ihrer ganzen Ausdehnung unmittelbar an ihrem Fuß hin durch lichte Wäldchen, die hier häufig im Gras auftreten. An mancher Stelle hat man das Gefühl, die glatten Felsen müßten sich vorneigen und auf einen herabstürzen, besonders am äußersten Ende, wo die Wand in zwei mächtige Bastionen ausläuft, um dann zur nächsten Bucht in noch immer steilen, aber schon viel sanfteren Hängen abzusinken.

Und dann steht ein Felskoloß neben dem anderen, in immer groteskeren Formen; einer, der Goba, ein Doppelturm aus gewaltigen Granitschalen aufgebaut, lag mit seinen rund und glatt gewaschenen grauen Wänden wie ein schlafender Riesenelefant im wallenden Nebel, dessen auf und ab schwadende Massen den unheimlichen Eindruck noch verstärkten [Tafel 31, Abb. 2].

Kurz vor Linde haben wir noch einmal einen der frei in der Ebene liegenden kleinen Inselberge, den Toro, bestiegen, der sich unweit des von Dominik besuchten, von Hoesemann seiner Lage nach bestimmten Lindedorfs des alten Ngutte erhebt, unmittelbar über dem heute von Tikar bewohnten Dorf Longwe, das seine Lage auch oft gewechselt hat. Dies fortwährende Wandern derselben Ortschaften, die dabei stets ihren alten Namen mitnehmen, erschwert die topographische Orientierung und die kartographische Darstellung der Siedelungen in ungeahnter Weise; man weiß oft gar nicht, welchen Platz so ein Name meint. So ist es uns mit Longwe und Linde gegangen.

Der Häuptlingsort Linde liegt heute weit draußen in der Ebene, nahe beim Hügel Badja, an ganz andrer Stelle, als bisher die Karten angaben. Und schon wieder trug sich der Häuptling Dukan mit Gedanken an Verlegung seiner Stadt, weil ihm am jetzigen Platz die Wasserverhältnisse nicht günstig schienen. Herrschte doch zwischen meinem ersten und zweiten Besuch in Linde eine heftige Dysenterie-Epidemie, der in wenigen Tagen mehrere Männer erlagen; auffallender Weise war kein Weib von der Seuche betroffen worden. Das heutige Linde ist ein großes Haufendorf mitten in einem Wald mit schönen, alten Baumriesen. Unsre topographischen Arbeiten fanden hier ihren Anschluß an Waibels und meine eigenen früheren Aufnahmen, der Ring um die Ndomme war geschlossen.

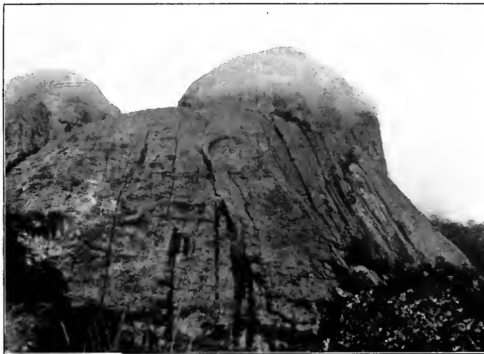
Am letzten Tag vor dem Rückmarsch erklommen wir von Longwe aus den höchsten der Ndomme-Gipfel, den Mundso, eine weißleuchtende, gigantische Felsburg, von Türmen, Zacken und Zinnen gekrönt [Tafel 32]. Er ist wohl 1300 m hoch und steht in einem Steilanstieg ohne jede Vorstufe etwa 700 m über der fast tischgleichen Ebene, die sich zum Gebirge deutlich senkt und hier in sumpfigen, hellgrünen Grasflächen unmittelbar an seinem Fuß ihre tiefste Lage hat.

Über riesige Felsenmeere aus Blöcken von vorher nie gesehener Größe und vorbei an glatten, kahlen, fast senkrechten Wänden, ging es durch hohes Gras und Gebüsch steil bergan. Feuchte Nebel bedeckten die Landschaft und lüfteten sich nur allmählich, während wir anstiegen. Oben zerriß ein Windstoß den Nebel vollends, das ganze Land lag vor uns. Vom höchsten Felsturm



M. P. Thorbecke phot.

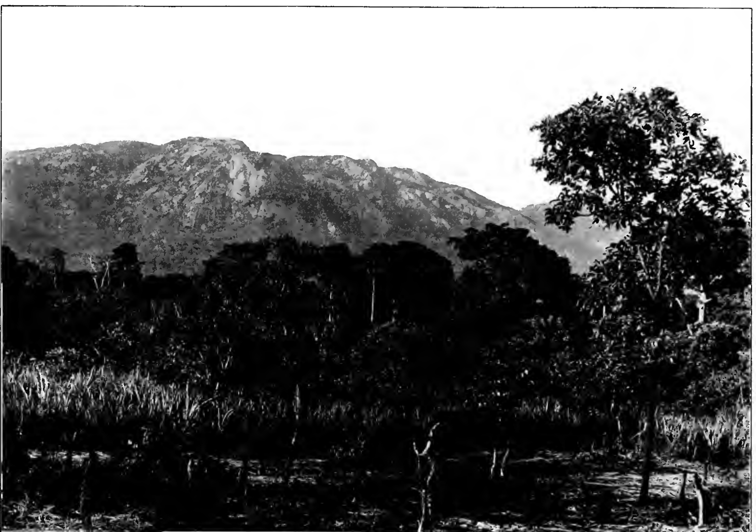
1. Der Steilrand der Ndomme



M. P. Thorbecke phot.

2. Der Goba, ein gewaltiger Felsberg im Steilrand der Ndomme

Hamburg: L. Friederichsen & Co.



M. P. Thorbecke phot.

*Höchster Teil des Ndomme-Randes*

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

schauten wir nach Norden, weitere hohe Berge erwartend, und wurden plötzlich vollkommen irr in der Richtung. Sahen wir denn nach Süden, in die Wute-Ebene? Wir drehten uns um: dort dasselbe Bild, nur in größerer Tiefe. Die Fläche des Gebirgs — sanftwellig, grasbedeckt, waldschlangen-durchzogen — erscheint hier wie ein genaues Abbild der Wute-Ebene. Auf allen Seiten ist sie umgeben von einem Wall erhöhter Kuppen und Bergrücken, die sich im Süden zur höchsten Höhe in unserem Standpunkt erheben. Hier standen wir — erst allmählich wurde es uns klar — auf jenem Gipfel der Ndomme, den wir schon von Mongong aus oft am fernen Südhorizont gesichtet hatten, den wir aber damals für einen mitten auf der Fläche stehenden Inselberg hielten.

Im Nordwesten, aber noch östlich der Route meiner Überquerung im März, zeichnete sich deutlich eine Talöffnung ab, durch die ein größerer Fluß austrat; seine Quelle lag im Südrand, wenig östlich von unserm Standpunkt unter der Rückseite des Gümfo, sein ziemlich steilwandiges, gewundenes Tal war an dem Galeriewald gut nach Nordwesten über die ganze Fläche zu verfolgen. Es war der Oberlauf des Mpem, dessen Quell- und Sammelgebiet also dieser höchste westliche Teil der Ndomme ist. Nicht weit östlich vom Gümfo entspringt auch der Egong, der beim Bamadurru diesen Teil des Gebirges verläßt und zum Kim fließt, also ebenfalls nach Norden. Zwischen den Quellgebieten des Egong und des Mpem muß die Wasserscheide nur sehr niedrig sein, da sie sich im Relief der Landschaft gar nicht ausprägt. Von den Ndomme fließen nach Süden nur kleinere Bachläufe; von größeren Gewässern hat einzig der Djim den Südrand der Ndomme-Stufe durchbrochen und mit seinen Nebenbächen bedeutend erniedrigt.

In diesen niedrigeren Mittel-Ndomme hat der Wald an den Hängen und auf der Fläche seine größte Ausdehnung, in den hohen West-Ndomme über Linde und den Ost-Ndomme bei Joko überwiegen die Grasrücken bei weitem.

Nie, weder vorher noch nachher, haben wir auf der Reise so wunderbare Fernblicke gehabt wie jetzt bei der Erforschung des Südrands der Ndomme. Es war eben Regenzeit, und wer je in den Tropen topographisch gearbeitet hat, weiß, daß dann die schönsten Resultate winken. Leicht sind sie allerdings nicht zu erkaufen; fast an jedem dieser Arbeitstage hat es geregnet, oft sind wir drei und mehr Mal an einem Tag bei kaltem, böigem Regen bis auf die Haut durchnäßt worden und dann unter stechend heißer Sonne rasch wieder getrocknet. Auch daran gewöhnt man sich. Der Regenschirm wurde nur aufgespannt, um das Peilblatt zu schützen. Oft saßen wir eine Stunde und länger auf einem Berggipfel, bis die Gewitterschauer vorüber gebraust waren. In säulenförmigen Regenkörpern standen die Wetter einzeln, oft ihrer fünf neben einander über der Ebene, der Wind trieb sie in einer Reihe langsam vorwärts, doch blieben die Abstände zwischen ihnen immer gleich. Dieselbe Erscheinung haben wir später in der höchsten Regenzeit, im September und Oktober, über der Djerem-Bucht von Joko aus oft beobachtet. Mehr als ein vom Wetter erzwungener Ruhetag mußte in Linde eingeschoben werden. Aber nur einmal hat es ununterbrochen 36 Stunden geregnet: in breiten, wilden Fluten schoß das Wasser über den leicht abschüssigen Dorfplatz, ein brauner Schlammstrom suchte sich den

Weg gerade durch unser Zelt; nur mit Mühe und Not konnten wir unsre Sachen in dem einigermaßen regen- und wassersicheren Palaverhaus bergen, das auf erhöhter Wurft gebaut ist. Ein andermal überfiel uns ein schweres Gewitter mitten in der Nacht, als wir in der in einer Negerhütte improvisierten Dunkelkammer beim Entwickeln von Photographien saßen. Im Nu hatte der furchtbare Sturmwind große Löcher in das leichte Grasdach gerissen, der Regen schoß herein; eine Stunde lang hielt meine Frau den Regenschirm über Schalen und Platten, während ich draußen mit unsern Leuten Zelt und Gepäck vor dem Weggeschwemmtwerden zu schützen suchte.

In den schönen, hellen Tagesstunden aber herrschte auf dem Dorfplatz um unser Zelt reges Leben; Männer, Frauen und Kinder kamen aus den Häusern heraus. Am ersten Tag war es wohl hauptsächlich die Neugier, die weiße Frau zu sehen; dann aber lockten sie unsre Tauschwaren, vor allem die kräftigen, bunten Baumwollstoffe, die ihre Begehrlichkeit reizten. Das Tauschgeschäft war bald im vollsten Gang. Nur Schmiedewaren, Waffen und eiserne Schmuckgegenstände wurden in Geld bezahlt, Metall gegen Metall.

Und auf einen dieser Tage hatte der Häuptling, mit dem sich allmählich eine förmliche Freundschaft entwickelte, großes Kriegsspiel und Weibertanz angesetzt. Freilich, wenn man an die Schilderungen bei Morgen und Dominik denkt, wo Hunderte zum Kriegsspiel antraten, sind es nur noch spärliche, traurige Reste einer für immer vergangenen, glanzvollen Zeit. Kaum dreißig Büffelschild-Träger konnte Dukan noch stellen, und selbst das vermag heute kein andrer Wute-Häuptling ihm gleichzutun. Trotzdem war es immer noch ein prachtvoller Anblick, wenn die langen, sehnigen Kerle mit lautem Kriegsruf über den Platz dahinrasten, den fast mannshohen, schweren Schild über dem Kopf schwangen, so daß die langen Roßschweife bei der schnellen Bewegung bauschten und flatterten [Tafel 33]. Dazu der dumpfe Lärm der Trommeln im ewig gleichen Rhythmus und das schrille Geschrei der vielen Weiber, die die Männer zum Kampf anfeuerten.

Auf Platte und Walze haben wir festzuhalten versucht, was sich von so rasch wechselnden Eindrücken überhaupt bannen läßt.

Als das Spiel der Männer beendet war, begannen die Weiber mit Tanz und Gesang; gemeinsame Feste beider Gechlechter haben wir nur bei den Tikar beobachtet. Bis tief in die Nacht hinein hallte die laute Stimme der Vorsängerin, die zu alten, streng überlieferten Melodien immer neue Texte improvisierte. Der Chor begleitete sie mit rhythmischem Klatschen der Hände und lautem Gesang in stets wiederkehrendem Refrain. Auf unsre Bitte gaben sie uns auch jetzt bei hellem Tag den charakteristischen Lock- und Werbe-Tanz zum besten, dessen gleitende Melodie in jedem Wutedorf allabendlich, wenn es dunkelt, an mehr als einer Stelle ertönt. Die Weiber stehen dabei im Halbkreis, eine nach der andern springt vor die Mitte und läßt sich rückwärts mit trippelnden Schritten in die Arme der Gespielinnen fallen, die sie unter Händeklatschen mehrmals wieder nach vorn stoßen. Jede kommt an die Reihe, oft geht das Spiel stundenlang ununterbrochen fort.



M. P. Thorbecke phot.

*Wutekrieger*

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

An den langen Regentagen in Linde und Longwe haben Dukan und seine alten Leute bei uns im Zelt oder im Palaverhaus gesessen und uns von der Stammes- und Kriegsgeschichte ihres Volkes erzählt. Die Genealogie des Herrscherhauses der Ngilla und Ngutte und die Frage nach dem rätselhaften „Ngaumdere II“, das seit Morgen in der Kamerun-Literatur spukt, wurden uns langsam klar. Spätere Erkundungen bei dem Häuptling Ndenge von Goro haben diesem Bild afrikanischer Fürstengeschichte noch manchen Zug eingefügt. Ich gebe hier Alles, was wir darüber festgestellt haben, im Zusammenhang.

Die Wute von Linde verfolgen die Geschichte ihres Stammes nur zwei Generationen weit zurück. Der erste Ngutte — Ngutte ist der Name, der vom Häuptling getragen wird, den er aber erst annimmt, wenn sein Vorgänger gestorben ist — wohnte mit seinen Leuten südöstlich von Joko in der Ebene am Fuß eines der Felsklötze, auf den er sich, sobald es die Not gebot, flüchtete. Beunruhigt durch das Drängen der Fullah von Tibati zog er weiter westwärts am Fuß der Ndomme entlang, die damals teilweise noch in der Wute-Ebene ansässigen Tikarleute vertreibend oder unterwerfend. Ihm folgte sein Sohn Böngang als zweiter Ngutte, der sich seine feste Stadt in Linde baute, direkt am Fuß der gewaltigen Ndomme-Mauer, und heute noch in der Verbannung am Leben ist. Ein jüngerer Bruder — nach einer anderen Quelle ein Vetter — namens Gomtschä aber wollte sich ihm nicht unterordnen, er zog mit seiner Anhängerschaft nach Süden, um sich ein selbständiges Reich zu gründen. In Ndumba war der Hauptsitz und Häuptlingsplatz der die weite Ebene bewohnenden Fuk, deren Häuptling stets den Namen Ngilla trug. Gomtschä besiegte die Fuk, tötete den Häuptling und verjagte alle, die ihn nicht als Herrn anerkennen wollten. Er ließ sich in Ndumba nieder und nahm selber die bei den Fuk übliche Häuptlingsbezeichnung Ngilla an. Er ist der berühmte erste Ngilla, dessen oft sehr gewalttätige Gastfreundschaft Morgen mehrere Monate genoß. Von Ndumba aus machte er weite Kriegs- und Sklavenzüge und bekämpfte auch seinen Bruder Ngutte, den er einmal in offener Feldschlacht überwand, während er nicht viel gegen ihn ausrichten konnte, wenn sich die Linde-Leute oben auf den Rand des Gebirges zurückzogen und Felsbrocken auf die Angreifer hinabrollten.

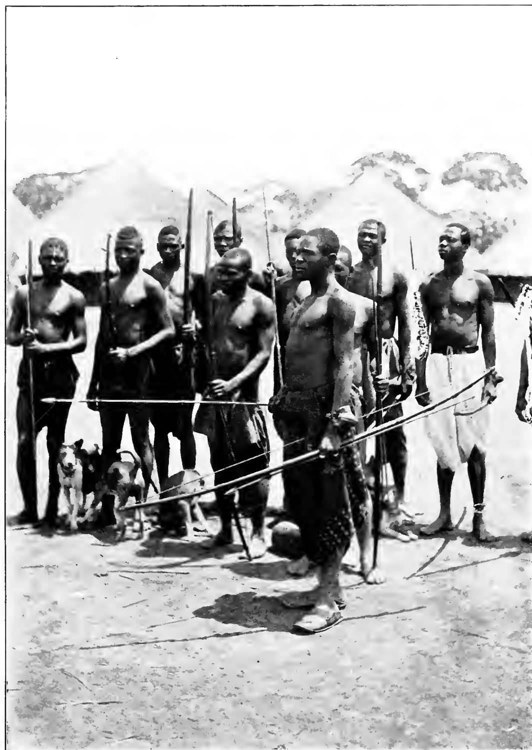
Der Sohn des erschlagenen Fuk-Häuptlings, namens Ngadde oder auch Ngandelle, war der Sprößling eines Wute-Weibes, die auch den Linde-Häuptling Ngutte geboren hatte. Ein solches Wandern der Weiber von Besitzer zu Besitzer war hier zu Lande nicht selten, als Kriegsbeute oder als Ehrengeschenk wechselten sie ihren Herrn. Ngadde floh mit einer Schar Leute von Ndumba zu seinem Halbbruder Ngutte, um bei ihm Hülfe zu erflehen, während ein andrer Teil seines Volkes nach Nordwesten entwich, wo sie am Inselberg Jessom eine Zuflucht suchten. Ngutte aber schickte ihn zu dem südwestlich gelegenen zackigen Inselberg-Massiv, das später von Dominik „Ngutte-Gebirge“ genannt wurde. Dort hauste der Stamm der Njanti im Gebirge, die Bati saßen östlich und südöstlich davon in der Ebene, die Balom südwestlich und westlich in der Richtung auf den Mbam. Nach sehr schweren Kämpfen gelang es Ngadde, das Gebirge zu gewinnen und sich die Njanti untertan zu machen oder sie nach Westen über den Mbam zu vertreiben. Auch einen Teil der benachbarten Balom unter-

warf er. Und so saß er bald als selbständiger Häuptling in fester Stadt, in fast uneinnehmbarer Stellung auf dem 1000 m hohen Sockel des Gebirges. Da er sehr bald dem Ngutte den Gehorsam kündigte, suchte dieser, erst allein, ihn zu unterwerfen; es gelang ihm jedoch nicht. Und nur um diesen unbotmäßigen Stiefbruder zu züchtigen, versöhnte sich Ngutte mit dem ihm so lange verfeindeten Ngilla und zog mit ihm gemeinsam gegen Ngadde zu Feld. Diesen Kriegszug kennen wir aus Morgens anschaulicher Schilderung; sein „Ngaumdere“ ist nichts anderes als die feste Stadt des Ngadde oder Ngandelle. Ngadde starb an einer Wunde, sein Sohn Tina unterwarf sich dem Ngutte und baute sich eine Stadt in einer Windung des Mbam, die er durch einen Graben „vom Mbam zum Mbam“ befestigte. Sehr bald aber erhob er sich gegen seinen Herrn. Ngutte besiegte und vertrieb ihn und ließ sich dicht neben den Trümmern von Tinas Stadt am Mbam nieder, da, wo heute Sasse liegt; die neue Residenz schien dem alten Sklavenjäger für seine Menschenjagden im Bafia-Land ein besonders günstiger Ausgangspunkt. Tina war nach Tikar geflohen, zum Lamido von Tibati, der damals in „Sanserni“ saß und Ngambe belagerte. Zwischen Njua und Jakong am fischreichen Nje ließ er sich nieder, aber als Mamalamu von der Expedition der deutschen Schutztruppe gefangen wurde, floh er abermals, jetzt nach Joko. Durch die deutsche Regierung ist er dann knapp einen Tagemarsch südöstlich der Station in der Ebene angesiedelt, doch sind ihm noch heute einige Unterhäuptlinge aus der Gegend seiner früheren Stadt am Mbam untertan.

Welche Schwierigkeiten der zweite und dritte Ngilla und der alte Ngutte, der sich in aller Stille wieder in sein festes Dorf Linde am Fuß der Ndomme zurückgezogen hatte, noch jahrelang der Regierung gemacht haben, ist durch Dominik bekannt geworden. Er ist es gewesen, dem sich der „alte Löwe“ Ngutte schließlich freiwillig unterwarf, nachdem ein Offizier der Schutztruppe beim Sturm auf Linde gefallen war und der Häuptling, gegen den mehrere Kompagnien losrückten, endlich in die Höhlen des unwegsamen Gebirges flüchten mußte, in dem einst Ngaddes Stadt gelegen war. Dominik, den er von früherer Zeit her seinen Freund nannte, gelang es, durch kluge Verhandlungen den freiheitsdurstigen alten Negerfürsten zu freiwilliger Unterwerfung zu bewegen.

Es wird jetzt sehr oft vom Aussterben des Wutevolkes geredet. Wer rasch durchs Land zieht, muß auch zu dieser Ansicht kommen, wenn er an die großen „Wute-Heere“ denkt, von denen Morgen und Dominik erzählen. Tatsächlich bestanden aber diese Kriegerscharen nur zum geringsten Teil aus Wute, sie rekrutierten sich aus den Männern der vielen verschiedenen unterworfenen Völkerschaften, denen die Wahl gelassen wurde, zu sterben oder für die Wute zu kämpfen. Daß sie Wute-Waffen trugen und nach Wute-Art kämpften, war bei der hochentwickelten Kriegskunst der Wute selbstverständlich; der Fremde mußte aus ihrer äußeren Erscheinung den Eindruck gewinnen, echte Wute vor sich zu haben. Die absolute Zahl der Wute mag durch Kriege und Epidemien freilich zurückgegangen sein, aber von einem Aussterben des Volkes kann man heute nicht reden [Tafel 34].

Am ungünstigsten ist die Bevölkerungsbewegung von Wute und Tikar nach unsern Beobachtungen und Erfahrungen durch die Vielweiberei beeinflußt.



M. P. Thorbecke phot.

*Bogenschützen der Wute*

Hamburg: L. Friederichsen & Co.



*M. P. Thorbecke phot.*

*1. Pfannenartige Vertiefung im Granit des Ndomme-Randes*



*M. P. Thorbecke phot.*

*2. Der Felsberg Gamkin auf der Ndomme-Fläche*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*

Männer mit wenigen Frauen oder gar nur mit einer haben durchschnittlich viel mehr Kinder als die mit vielen. Der einfache Mann kann in der Einzelehe fünf, selbst sieben Kinder haben; der Große oder der Häuptling, deren Harem zwanzig bis hundert Weiber zählen, hat nicht selten von all den vielen jungen und gesunden Frauen nur ein einziges Kind. Die Häuptlinge und Großen des Landes bringen möglichst alle jungen Weiber — oft mit Gewalt — an sich. Vielen jungen und kräftigen, durchaus heiratsfähigen Männern wird so das Heiraten unmöglich gemacht.

Auf dem Marsch nach Linde hatten wir festgestellt, daß sich nur an einer einzigen Stelle in dem geschlossenen Gebirgsrand der Ndomme ein breiteres Waldtal öffnet, das des Oberlaufs des Ndjim. Erkundigungen hatten ergeben, daß hier tatsächlich ein häufig begangener Pfad durch dichten Wald auf die Hochfläche hinauf und hinüber nach Jakong führt. Auf diesem Schleichweg sind früher, wie unsere Leute lachend erzählten, verliebte junge Wutemänner über das Gebirge zu den Tikarschönen von Jakong geeilt; manch eine hat sich auf diesem Pfad entführen lassen.

Einzig hier bot sich uns in dieser Jahreszeit die Möglichkeit, auf neuem, bisher dem Weißen und selbt der Station Joko ganz unbekanntem Weg das Gebirge noch einmal zu überqueren. Bis zum Dorfe des Ngadde, eines alten Gefolgsmannes des Ngutte, der ihm diesen Namen verliehen, zogen wir auf der großen Straße am Fuße des Gebirges zurück; Pferde und Sammlungen wurden direkt zur Station gesandt, da sie uns in dem dichten Wald, wo wir vielfach erst den Weg schlagen lassen mußten, nur hinderlich gewesen wären.

Der breite Talausgang des Ndjim verengert sich bald zu einer zwei bis drei Marschstunden langen, tiefen Waldschlucht, die der Fluß in schönen Wasserfällen zwischen hohen dunkeln Laubwänden durchbricht. Fortwährend geht es bergauf, bergab, ohne daß man mehr als höchstens 40 m steigt. Dann öffnet sich ein weiter Talkessel, dessen steile Wände der Ndjim und seine Nebenbäche in engen walderfüllten Tälern durchsägt haben, um sich in seinem Grunde zu sammeln. Diese Waldtäler aber waren nirgends passierbar, und so mußten wir den letzten etwa 200 m hohen Anstieg zur inneren Hochfläche die steile Wand hinauf, wo sie auch der Negerpfad nimmt. Die schwülheiße Sohle des Kessels bedeckt Farm über Farm, alle noch von Wute bewohnt, oben aber, auf der kahlen Hochfläche, in etwa 900 m Meereshöhe fanden wir die ersten Tikar-Dörfer und -Felder schon dicht am Rand. Das Wute-Land lag hinter uns.

Im Dorfe Muokuo am Fuß des Gamkin, eines der Hochfläche aufgesetzten Felsberges [Tafel 35, Abb. 2], nahmen wir Quartier. Starker Regen hatte in der Nacht eingesetzt und dauerte bis in den Vormittag. Erst spät kamen wir auf beschwerlichen Umwegen über schlüpfrige Felsplatten und durch sumpfige Wälder zum Ekuo, der sich, östlich vom Gamkin, beherrschend über diesen mittleren Teil der Ndomme-Fläche erhebt. Der Ekuo ist, ähnlich wie der Fui unten in der Wute-Ebene, ein fast glatter, mächtiger Felsklotz, der in senkrechten Wänden aus einer ihn rings umlaufenden flachen Senke aufsteigt, die die Quellbäche des Ndjim geschaffen haben. Wie ein umgestülpter Tassenkopf im Teller steht er da. Wir erklommen ihn in einer Runse und genossen von

oben, zwischen ziehenden, uns immer wieder einhüllenden Wolken und prasselnden Regenböen, nur auf Minuten weitesten Fernblick: nordwärts über die Ndomme-Fläche hin zur Ngambe-Ebene mit ihren Inselbergen und bis zu Höhen, die vielleicht mit den Kobi bei Tibati identisch sein mochten; südwärts über das ganze Wute-Land bis zu Inselbergen jenseits des Sanaga.

Trotz kaltem Regen und Sturm war auch der zweite Tag ergiebig, der uns vielfach über langgestreckte kahle Felsrücken führte. Auf dem letzten, von dem wir rasch auf den tieferen nördlichen Teil der Ndomme-Fäche hinabstiegen, sahen wir weit nach Westen hin die lange Reihe der den Südrand krönenden Gipfel, von denen wir fast jeden wieder erkannten. Von ihnen aus streicht nordwärts über die ganze Hochfläche ein Querzug, in dem sich tiefe Lücken abzeichnen und dessen nördlichster Teil, der Nsammando, in schroffen Zacken aufragt, der Ostrand der höheren West-Ndomme. Nach abermaligem Nachtquartier in einem kleinen Bergdorf erreichten wir am nächsten Tage die große Straße von Ngambe nach Joko und gegen Abend den Häuptlingsort Jakong, von wo wir nach ergänzenden ethnologischen Arbeiten rasch nach Joko zurückkehrten.

Auf dem ganzen Weg über die innere Hochfläche der Ndomme fanden wir eine Menge verfallener Dörfer und überwucherter Farmen. Unsere Leute erzählten uns, daß noch viele solcher verlassenen Siedelungen über das Land verstreut wären. Ihre Einwohner haben sich auf Regierungsbefehl an der großen Straße anbauen müssen, wo sie dicht beisammen sitzen, oft nur 1—2 km voneinander entfernt. Ich habe aber, je länger je mehr, den Eindruck gewonnen, daß das Heranziehen der ganzen Bevölkerung an die paar großen Straßen für dies Land nicht richtig ist. Im Urwald, wo der Boden überall gleichmäßig gut ist und wo außerdem die Wegverhältnisse so schwierig sind, mag diese Methode der Eingeborenen-Verpflanzung geeignet sein. Ich halte es jedoch für falsch, diese Methode einfach auf das Grasland umzuklappen. Hier führt die große Straße naturgemäß über die trockenen Wasserscheiden, auf deren grasbewachsenen Rücken der Boden am schlechtesten und unfruchtbarsten ist. Die Dörfer der Eingeborenen lagen aber ursprünglich an den wasser- und waldreichsten Stellen, und wenn man die Leute zwingt, ihr fruchtbares Land zu verlassen und sich auf der dürren Wasserscheide anzusiedeln, so bedeutet das eine wirtschaftliche Schädigung der an sich schon nicht allzu reichen Volksstämme. Dazu wird jeder Wunsch und Ansporn, die Familie und das Dorf zu vergrößern, erstickt, wenn die Leute gar zu dicht bei einander angesiedelt werden; sie fürchten, daß bei ihrem System des Feldbaus der gute Boden bald ausgesogen werde. Ich habe feststellen können, daß Leute, denen ihr Wohnplatz an einer besonders ungünstigen Stelle angewiesen wurde, die Felder ihres früheren Wohnsitzes beibehielten und weiter beackerten, trotzdem sie fast zwei Tagemärsche entfernt lagen, nur weil bei ihrem neuen Dorf der Boden einfach zu schlecht war. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Siedelungspolitik nicht zu wirklicher wirtschaftlicher Hebung der Eingeborenenbevölkerung führen kann.

# Nach Tibati

Nach den furchtbaren Regengüssen des Juli richteten wir uns in Joko häuslich ein, um zu „überwintern". Aber das Wetter wollte es anders: Tag für Tag helle Sonne nach kurzen Morgennebeln, nur ab und an ein kleiner Regenschauer. Da duldete es uns nicht länger auf der Station, am 7. August zogen wir noch einmal hinaus, nordwärts in der Richtung auf Tibati. Wir wollten nur zehn bis zwölf Tage unterwegs bleiben; waren wir doch überzeugt, der Regen werde bald ein Arbeiten im Freien verbieten. Wir nahmen daher nur wenig Gepäck und Proviant mit. Doch das Wetter blieb unerwartet günstig, wenn es auch anfangs fast jeden Tag regnete, besonders am frühen Morgen, was uns oft zu recht spätem Aufbruch zwang. Aber ein Gutes hatten die Regen auch hier wieder, sie brachten ausgezeichnete Fernblicke, die uns ganz neue Aufschlüsse über den Verlauf des Ostrands der Ndomme gegen die Djerem-Bucht gaben.

Einige Tage marschierten wir immer ungefähr im gleichen Niveau über die etwa 1000 m hohe Fläche, die sich weit nach Westen, Norden und Osten dehnt. Tief und steil sind in sie die Täler der stark mäandrierenden Gewässer eingeschnitten, die alle nach Westen zum Kim fließen. Erst am Ende des dritten Marschtages, kurz vor Mekam, überschritten wir die Wasserscheide zwischen Kim und Djerem. Vom hohen Talhang des Mekam, über dem gleichnamigen Dorf, überblickten wir eine von Ost nach West in das Hochland eingesenkte, breite und tiefe Bucht, die des Meke-Bangere und seiner wasserreichen Zuflüsse [Tafel 36, Abb. 1]. Der jenseitige Rand der Bucht zog nördlich vom Meke bis dicht an den Djerem; das war die Landstufe, die wir bei gutem Wetter so oft vom Joko-Turm und auch vom Baschu gesichtet hatten. Der Verlauf des Ost-Rands der Ndomme zur Djerem-Bucht war damit klargestellt; auf den bisherigen Karten kam diese deutliche Landstufe überhaupt nicht zum Ausdruck, so wenig wie die Meke-Bucht selbst. Und nach der neuesten Karte schienen da, wo tatsächlich die Meke-Bucht eingesenkt ist, auf der unzerschnittenen Hochfläche noch besondere Bergketten und Einzelberge aufzusitzen; sie trugen auch allerhand Namen, die wir oft nicht identifizieren konnten. Einzelberge sind vorhanden, aber es sind nur mehr niedrige Hügel, die tief unten im Grund der Bucht liegen und bei weitem nicht die Höhe der Steilränder erreichen. Große Sümpfe erfüllen auf weite Strecken die Bucht, in denen mehrfach, einzeln oder in kleinen Gruppen, einmal sogar wie ein lichter Wald zarte, graziöse Phönixpalmen standen; dabei schoß das Wasser der jetzt in der Regenzeit stark angeschwollenen Bäche und Flüsse rasch dahin, braun gefärbt wälzten Meke und Mere ihre Schlammfluten dem Djerem zu. Die sumpfige Niederung des Mere

wäre ohne die kunstvoll aufgeführten, 1—1½ m breiten Straßendämme unpassierbar gewesen. Lange war hier kein Weißer gezogen, um so mehr überraschte der tadellose Zustand des Weges. Der selbständige Wute-Häuptling von Sami, dessen Dorf auf einem flachen Granithügel im nördlichen Teil der etwa 15 km breiten Bucht liegt, sorgt hier für Ordnung.

Es war unser Plan gewesen, nur bis zum Meke-Bangere, dem Grenzfluß des Joko-Bezirks, zu gehen und von dort wieder zurückzukehren. Doch das gute Wetter und die große Nähe Tibatis lockten uns weiter. Im Kanu setzten wir über den gut 20 m breiten Fluß, der wenig unterhalb der Übergangsstelle in brausendem Rauschen über ein Granitriff fällt. Auf der andern Seite begrüßte uns im Dorf Wudjiri der stellvertretende Häuptling im Namen seines Herrn, des Lamido von Tibati. Nördlich des Meke ist die Hochfläche ganz besonders stark zertalt, die Bäche haben sich überall tief und steil einschneiden können, da sie zum Meke fließen, der erst sehr weit südlich in viel tieferem Niveau in den Djerem mündet. Sobald man das Einzugsgebiet des Meke verlassen hat, ändert sich die Gestalt der Flußtäler mit einem Schlag. Sie sind breit und flach, die kleineren Wasserläufe werden beiderseits von waldigen Sümpfen begleitet, die man in der Regenzeit nur auf brückenartigen Knüppeldämmen passieren kann. Der Rotang, dieses typische Sumpfgewächs, bildet unten dichtes Gebüsch und schlingt sich mit seinen Palmenranken bis in die Kronen der höchsten Bäume. Dieser plötzliche Wechsel in der Gestalt der Täler erklärt sich daraus, daß all diese Gewässer im gleichen Niveau fließen wie der Mekai, der selber kaum Gefälle hat und zwischen steilen, aber nicht sehr hohen, festen Lehmufern in großen Windungen, fast ohne jeden Galeriewald, durch die Savanne fließt, ein charakteristischer Flachlandfluß [Tafel 36, Abb. 2].

Auch das Vegetationsbild ändert sich merklich, je weiter wir nach Norden kommen. Das Gras wird immer niedriger und ist schließlich nur noch ½ m hoch, die kleinen krüppeligen Savannenbäume verschwinden immer mehr: je mehr wir uns Tibati nähern, um so reiner wird der Charakter der Grassteppe. In ihr stehen einzelne Wäldchen kleiner Schirmakazien, deren dürre Stämme und winzige Blätter ihre Anpassung an das trockenere Steppenklima deutlich dartun. Auch jetzt, mitten in der Regenzeit, fällt in kurzen Güssen verhältnismäßig wenig Regen, der strichförmig über die Steppe zieht. Zur selben Zeit sind, wie uns später die Regenmessungen der Station lehrten, in Joko täglich die schwersten Regen niedergegangen, die vom Ost-Sturm gegen den Rand des Gebirges getrieben wurden und sich hier mit aller Wucht entluden.

Ganz neu war das häufige Auftreten von schlanken, hohen Borassus-Palmen, mit ihren runden Kronen aus riesigen Blattfächern. Daß sie für die hiesige Gegend charakteristisch sind, verrät ihr Name bei Tikar und Wute, die sie schlechthin Tibati-Palmen nennen. Erst sahen wir sie einzeln oder in Gruppen, in der Umgebung der Stadt Tibati selbst bilden sie kleine Wäldchen.

Auf dem ganzen Marsch fielen uns die prachtvoll stehenden Maisfelder der Eingeborenen auf, nie vorher und nachher haben wir so dicke Kolben mit so riesigen Körnern gesehen. Der tiefgründige Humusboden an vielen Stellen



*M. P. Thorbecke phot.*

*1. Die von steilem Rand umschlossene Meke-Bucht*



*M. P. Thorbecke phot.*

*2. Der Mekai zwischen niedrigen, steilen Lehmufern mit einzelnen Bäumen*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*



M. P. Thorbecke phot.

1. Gehöft des Lamido in Tibati



M. P. Thorbecke phot.

2. Vornehmer Tibati

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

und das Klima, das mäßige Regen über lange Zeit verteilt, scheinen ihre gründliche Ausreifung zu begünstigen.

Am Nachmittag des 18. August trafen wir in Tibati ein, wo uns der Lamido Hamasamwu, ein noch sehr junger, ganz schwarzer Mann mit schönen, sympathischen Augen — mehr war hinter dem fast das ganze Gesicht verhüllenden weißen Litam nicht zu sehen — mit großem Gefolge empfing. Als wir ihm die Hand gaben, brach alles Volk in laute Beifallsrufe aus.

Die Raststation, die Anlage eines früher zeitweilig hier stationierten Militärpostens, war bald leidlich hergerichtet, so daß der Regen nicht mehr, wie in der ersten Nacht, in unsre Betten troff und wir uns sehr wohl fühlten. Nur die Termiten waren eine arge Plage. Entgegen dem Landesbrauch, nach dem aus Furcht vor ihrem Zerstörungswerk die Hauswände aus reinem Lehm, ohne Holzgerüst hergestellt werden, waren die Wände des Europäerhauses aus Holzpfosten und Stangen aufgerichtet und dann mit Lehm verschmiert. Alles Holz war zerfressen und ausgehöhlt von der Arbeit der Termiten, die auch sofort von unsern Sachen angriffen, was mit der Wand in Berührung kam. In einen Khakirock, der nur drei Stunden an der Wand hing, hatten sie ein großes Loch gefressen.

Sehr auffallend war in Tibati wieder das leuchtende Rot des Bodens, das wir seit Bamum nicht mehr in solcher Wärme und Kraft gesehen hatten.

Die Hütten waren rund mit Kegeldach, doch wiesen Firstschmuck, Türeingang und innere Einrichtung Unterschiede gegen die der Tikar und Wute auf. Straßen und Wege führten in der ganzen Stadt zwischen hohen, besonders schön geflochtenen Mattenzäunen hin, die am Häuptlingsgehöft 5 m hoch sein mochten. Die Gebäude des Lamido - Palastes waren durch Höhe und Größe und die bemalten Lehmornamente der Innenwände vor andern ausgezeichnet, vor allem aber durch ihre Bedachung mit einer ganz besonderen Grasart, die allein zu diesem Zweck gesät wird und nicht grau, wie das übrige Gras, sondern leuchtend goldgelb eintrocknet [Tafel 37, Abb. 1]. Die großen Flächen des gelben Daches über roten Wänden und rotem Boden, zwischen lichtem Grün und unter dem tiefblauen Himmel der Regenzeit gaben ein Bild von unvergeßlicher Glut der Farben.

Tibati ist heute politisch ohne jede Bedeutung; es wohnen wohl noch ein paar tausend Menschen in der Stadt, aber Wall und Graben sind ganz verfallen, die Macht des Lamido ist gebrochen. Wirtschaftlich spielt es aber eine nicht unbedeutende Rolle im inneren Handel der Kolonie. Die Haussah benutzen Tibati augenscheinlich gern als Viehstapelplatz; wenn es sich herausstellen sollte, daß Tsetse hier nicht droht, wird es in der Zukunft vielleicht auch Bedeutung für den Viehhandel des Europäers gewinnen. Tibati hat nämlich Regenzeit- und Trockenzeit-Weiden in unmittelbarer Nähe, da die Stadt auf der Grenze liegt zwischen den trocknen Savannenrücken der Hochfläche und der weiten, feuchten Alluvial-Niederung des wasserreichen, vielfach gewundenen Meng. In der Trockenzeit, wenn die Grasfelder der Savanne dürr und tot sind, haben selbst große Herden guten Weidegang in der Flußebene; in der Regenzeit, wenn die ganze Niederung in Sumpf verwandelt wird, ist das Gras auf der

hohen Savanne gewachsen. Die vielen Herden, die abends in der Nähe der Stadt von ihren Hirten, den wandernden Bororo, zur Nachtruhe zusammengetrieben werden, geben dem Bild von Tibati einen ganz eigenartigen Charakter [Tafel 38].

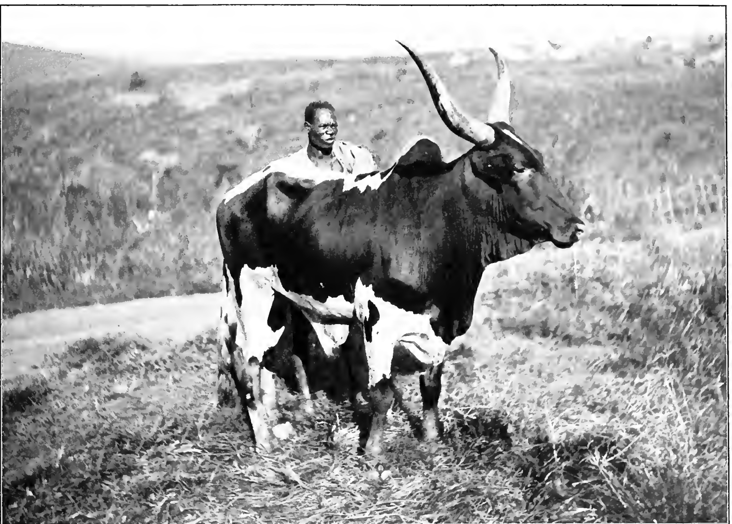
Trotz unsrer knappen Vorräte konnten wir 14 Tage — beobachtend und sammelnd — in Tibati bleiben; dieses Land bietet ja alles zum Leben Nötige täglich neu: frisches Rindfleisch, Hühner, Eier, Milch, Butter, Mais- und Hirsemehl, verschiedene Gemüse, eine einheimische, nicht süße Kartoffelart, Obst und Honig; alles kauft man auf dem Markt. Und der Europäer kann hier von den Erzeugnissen des Landes leben, wie wir an uns selber in dieser Zeit erfahren haben.

Wenn wir aber geglaubt hatten, in Tibati in eine echte Fullah-Stadt zu kommen, so hatten wir uns sehr getäuscht. Reine Fullah [Tafel 39, Abb. 1], die sich mit ihrer hellbraunen Hautfarbe, dem schmalen Schädel, gebogener feiner Nase und scharf gezeichneten Lippen auf den ersten Blick vom Neger unterscheiden, gibt es hier überhaupt kaum, der Lamido selbst ist vom reinsten Negertyp [Tafel 39, Abb. 2], trotzdem er sich rühmt, ein direkter Nachkomme des ersten, hier eingedrungenen Fullah-Fürsten zu sein, der aus der Gegend von Yola stammte.

Und nicht einmal in der Sprache haben sich die Fullah in Tibati durchsetzen können, Ful sprechen nur wenige, viel häufiger ist das Wute, denn die eigentliche Eingeborenenbevölkerung des Landes sind Wute, die fast dieselbe Mundart sprechen, wie die von Joko und Linde. Wir erfuhren dabei, daß auch die eingesessene Negerbevölkerung des Nachbarlamidats Banjo aus Wute besteht, die einen etwas abweichenden Dialekt sprechen, sich aber mit den anderen Wute durchaus verständigen können. Allgemeine Verkehrs- und Marktsprache aber ist Mbum, und die Mbum-Leute, riesige, ungeschlachte Neger, die aus dem Gebiet von Ngaumdere stammen und den Fullah von Tibati Zuzug geleistet haben, überwiegen weitaus, auch in der herrschenden Klasse. Sie haben die vielen siegreichen Kämpfe geführt und den Namen Tibati zum Schrecken aller Nachbarn gemacht, selbst der kriegerischen Wute unter den Ngutte und Ngilla. Aber in Tracht und äußerem Gebaren ahmen die Mbum den Fullah ganz und gar nach.

Die Ausbreitung der Fullah-Herrschaft ist auch in diesem Lande von unerhörten Grausamkeiten begleitet gewesen und von den Mbum in demselben Geist fortgesetzt worden. Heute noch werden in Tibati Pferde gezeigt, die zu besonderer Kraft und Schönheit erwachsen seien, weil sie in ihrer Jugend Menschenfleisch gefressen hätten: das Fleisch hingerichteter Sklaven sei ihnen vorgeworfen worden. Und doch verdanken diese östlichen Hochländer Kameruns dem Fullah zwei wirkliche Kulturgüter, das Rind und das Pferd. Wir sahen in Tibati eine ganze Reihe vorzüglich gebauter Tiere, und wenn die Fullah etwas bessere Pferdepfleger wären, die Tiere nicht so abhetzten und mit dem scheußlichen Stachelgebiß blutig rissen, so wären sie wirklich hervorragend schön gewesen [Tafel 37, Abb. 2].

Jeder Fullah ist Muhammedaner und — so weit er die Lehre des Islam erfaßt hat — fanatischer Muhammedaner. Alle Neger, die er unterworfen hat,



*M. P. Thorbecke phot.*

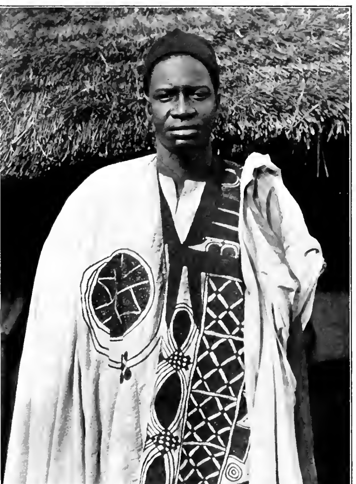
*Bororo-Stier*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*



*M. P. Thorbecke phot.*

*1. Vornehmer Fullah*



*M. P. Thorbecke phot.*

*2. Lamido von Tibati, fullahnisierter Mbum-Neger*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*

sind von ihm zum Islam gezwungen, und auf dem Marsch haben wir in jedem kleinen Wute-Dorf, das Tibati untersteht, den Häuptling bei Sonnenuntergang seine Suren beten hören, von deren Sinn er natürlich keine Ahnung hat.

Die Moschee in Tibati liegt neben dem Palast des Lamido, der mir und sogar meiner Frau den Zutritt gestattete, nachdem wir sehr vorsichtig angefragt hatten; auf keinen Fall wollten wir die religiösen Gefühle und Anschauungen unsrer Gastgeber verletzen, die uns mit so großer Freundlichkeit aufgenommen hatten.

In der Moschee wurde in dieser Zeit — im heiligen Fastenmonat der Muhammedaner — islamische Mission abgehalten. Weise Männer, die von Norden gekommen waren, saßen da im Kreis einer Schülerschar und lehrten den Koran: sie lasen mit eintöniger Stimme vor, jeder Adept folgte mit dem Finger dem Text in seinem Koranblatt.

Ich bin überzeugt, daß in Kamerun der Islam an Ausdehnung nicht mehr zunehmen wird; dem Neger ist er zu wesensfremd, als daß er sich ihm ohne äußeren Zwang zuwende. Aber in den Ländern, die unter Fulla-Herrschaft stehen, wird er immer festeren Fuß fassen, weil jeder Lamido, der seine Macht nicht mehr nach außen entfalten und erweitern kann, an der geistlichen Würde, die der Islam dem Fürsten verleiht, mit Fanatismus festhält.

Leider haben wir in Tibati kein Reiterfestspiel, keinen der großen Tänze miterlebt, denn in dieser Fastenzeit durften keine lauten Feste stattfinden. Ja die Fastengesetze, die vorschreiben, daß der Gläubige erst nach Sonnenuntergang Speise und Trank zu sich nehme, wurden so streng beobachtet, daß selbst Kranke die Heilmittel, die wir ihnen gaben, nicht bei Tage nehmen wollten.

Unser Wunsch, den Rückmarsch längs des Djerem zu nehmen, erwies sich als unausführbar. Der Lamido weigerte sich, uns für diesen Weg Träger oder auch nur einen Führer zu geben; das ganze Land sei durch die Überschwemmungen des Djerem und seiner Zuflüsse in einen Sumpf verwandelt, durch den es kein Durchkommen gebe. Für den Marsch auf der großen Straße erhielten wir ohne weiteres die nötige Trägerzahl, und mit Lasten voll ethnographischer Sammlungen traten wir am 1. September den Rückweg nach Joko an.

In dem kleinen Dorf Djidda, einen starken Tagemarsch südlich von Tibati, in dem wir schon auf dem Hinmarsch einen Rasttag gemacht hatten, nahmen wir unser erstes Nachtquartier. Hier hätte die Expedition beinahe ein schlimmes Ende gefunden.

Wir waren gut aufgenommen worden, Verpflegung war reichlich zur Stelle; sehr befriedigt, daß nach dem langen heißen Ritt alles so glatt ging, legten wir uns gegen 10 Uhr bei strömendem Regen zu Bett und schliefen bald fest und tief. Ein paar Mal wachten wir auf, geweckt von den auf das Zeltdach prasselnden Regenmassen. Es war draußen stockfinster, der Zeltvorhang zur Veranda war bei der schwülen Hitze der Nacht wie schon oft vorher offen geblieben; Wachen hatten wir nie ausgestellt. Das unbedingte Sicherheitsgefühl hatte uns auch nicht verlassen, nachdem unser treuer vierbeiniger Reisegefährte, eine irische Dogge, schon bald nach der ersten Ankunft in Joko gestorben war. In der Zeltveranda hatte ich, wie jeden Abend, Tische, Stühle und Koffer so aufgestellt, daß niemand

ohne Lärm ins innere Zelt hätte eindringen können. Trotz der großen Meereshöhe schliefen wir wegen der Regenzeit unter Moskitonetzen; das war unser Glück.

Gegen drei Uhr morgens etwa fuhr ich aus tiefem Schlaf auf, erschreckt durch furchtbares Aufschreien meiner Frau. Ich glaubte erst, sie träume, aber da sie fortfuhr zu rufen: mein Kopf, mein Kopf, stürzte ich aus dem Bett und konnte bei der herrschenden Finsternis nur gerade sehen, daß etwas Langes, Stangenähnliches im Moskitonetz an der Kopfseite des Bettes stak. Meine Frau rief, das Ding, wohl ein Stück Eisen vom Zelt, stecke ihr im Kopf. Mir war beim Anfassen sofort klar geworden, daß im Kopf meiner Frau ein Speer stecke, dessen Wucht nur das leicht federnde Moskitonetz aufgehalten hatte. Trotz des furchtbaren Stoßes blieb sie bei Besinnung und rief wiederholt, ich solle das Eisen herausziehen. Ich zog zweimal aus Leibeskräften, die Spitze mußte tief sitzen, und hatte sie auch bald heraus ohne weitere Verletzung. Trotzdem der Speer so fest saß, blutete die Wunde verhältnismäßig wenig.

Auf meine Hilferufe waren jetzt auch meine Leute herbeigestürzt, es wurde Licht gemacht — wir brannten im Zelt nie eine Laterne — und beim flackernden Schein untersuchte ich die Wunde. Es war ein wohl 10 cm tiefer Stichkanal, der am Felsenbein zwischen Haut und Knochen begann und sich im Sternokleidon-Muskel fortsetzte. Der Einschuß war kaum fingerbreit, hatte doch der Speer eine nagelförmige, dünne Spitze mit zahlreichen, kleinen Widerhaken. Ich schnitt an der Stichstelle und in ihrer Umgebung die Haare ab, desinfizierte die Wunde und stellte fest, daß weder der Knochen verletzt noch irgend ein größeres Blutgefäß getroffen, ein Nerv oder eine Sehne durchschnitten waren. Zum Glück war der Speer nicht vergiftet: das glänzende Eisen blieb blank und hell! In diesen Teilen Kameruns werden nur Pfeilspitzen, nie Speere vergiftet.

Rasch war ein Verband angelegt; meine Frau hatte keine starken Schmerzen und war ruhig und gefaßt, wir beide waren froh und glücklich, daß Alles so gut abgelaufen. Hätte der Speer eine andere Stelle des Schädels als das harte Felsenbein getroffen, er wäre kaum abgeglitten, sondern in den Kopf eingedrungen. Auch das Moskitonetz hatte den Stoß stark gedämpft, und der Schaft war auf der Lehne eines Stuhls liegen geblieben; so konnte die Spitze nicht ausreißen und eine lange, klaffende Wunde nicht entstehen. Nach der Lage des Speers und des im Moskitonetz gerissenen Loches mußte er aus etwa 2 m Entfernung geschleudert worden sein.

Ich war überzeugt, daß Dorfleute den Überfall ausgeführt hatten; der Speer war ein „country-speer“, wie er hier zum Fischstechen benutzt wird: lange, scharfe Spitze mit kleinen Widerhaken. Keiner meiner Leute, die Speere als Wanderstäbe hatten, besaß so einen; und wir beide standen mit allen, Boys wie Trägern ausgezeichnet, von ihnen ist es keiner gewesen.

Aller Verdacht aber lenkte sich sofort auf den Dorfhäuptling, mit dem ich auf dem Hinmarsch vor 14 Tagen einen Zusammenstoß hatte und von dem ich glaube, daß er sich an mir rächen wollte; denn der Anschlag galt selbstverständlich mir. Meine Leute hätten ihn getötet, wenn ich nicht dazwischen getreten wäre. Den stärksten Beweis seiner Schuld sahen wir darin, daß aus seinem kleinen Gehöft alle Weiber geflohen waren; die Frauen der übrigen

Dorfleute saßen ruhig in ihren Hütten. Der Djidda leugnete alles und sagte nur: jetzt muß ich sterben, weil ich an die große Straße geholt worden bin. Der schlaue Täter hatte eine Pause in dem strömenden Regen benutzt, um sich nicht durch seine Durchnässung zu verraten.

Ich ließ die Dorfbewohner einsperren und streng bewachen. Sobald es tagte, wurden Boten zum Lamido nach Tibati gesandt, an die Station Banjo, in deren Bezirk Djidda liegt, und an den Stationsleiter nach Joko.

Schon in der nächsten Nacht kamen Abgesandte des Lamido, und am Mittag kam er selber mit großem Gefolge. Aus dem nördlichsten Teil des Joko-Bezirks kam der Häuptling Sami mit seinen Unterhäuptlingen und viel Volk, denn mit Windeseile hatte sich im ganzen Land das Gerücht verbreitet, die Fullah wollten uns töten. Dem Lamido übergab ich die Dorfbewohner.

Als nach 5 Tagen meine Frau soweit hergestellt war, daß sie in einem Stuhl getragen werden konnte, zogen wir schnell südwärts, ohne eine Antwort der Station Banjo abzuwarten, um bald in trockenes Quartier zu kommen.

An der Grenze des Joko-Bezirks trafen wir die zwei besten Soldaten der Station, den schwarzen Heilgehülfen und Träger mit Proviant, die uns in gewaltigen Märschen entgegengeeilt waren und mit unsern Leuten und den Bewohnern des Landes in Hülfeleistung und Freundlichkeit gegen meine Frau wetteiferten. Am 10. September langten wir glücklich in Joko an; wir wurden wieder mit wärmster Herzlichkeit aufgenommen und bezogen gerne das so freundlich angebotene, schöne Quartier.

Wenige Tage nach dieser Heimkehr fiel der Verband von der Wunde; die Wundöffnung war geschlossen. Ohne jede Komplikation vollzog sich die vollständige Heilung und Genesung im Lauf der nächsten Wochen.

Die Militärstation Banjo hatte nach Empfang meiner Nachricht sofort ihren Arzt zum Tatort gesandt und mit der Untersuchung der Angelegenheit betraut. Diese Maßnahme empfanden wir als ganz besondere Liebenswürdigkeit. Aber alle Untersuchungen, Nachforschungen und Zeugenvernehmungen in Djidda und Tibati, dann noch einmal in Banjo und Joko konnten die Schuld des Djidda nicht erweisen, er wurde wieder auf freien Fuß gesetzt.

Ein anderer Verdacht wurde laut gegen einen Ngaumdere-Mann, der ein Joko-Weib nach Tibati entführt hatte. Der Lamido hatte die Frau aufgegriffen und mit unsrer Karawane unter Bewachung von Tibati-Leuten nach Joko geschickt. Der unbekannte Ngaumdere-Mann sollte den Speer geworfen haben, um in der Verwirrung das Weib zu befreien.

Schließlich hat der Bati-Mann Ndenge, früher Unteroffizier der Kompagnie in Banjo, der jetzt Häuptling in Goro ist, gemeint, der Anschlag sei von einem in Tibati in halber Gefangenschaft lebenden, abgesetzten Lamido ausgegangen. Wäre der Mord gelungen, so wäre Hamasamwu von der Regierung abgesetzt, und er wäre wieder Lamido geworden. Tatsächlich ist bald darauf der Lamido von Tibati plötzlich gestorben, und das Volk hat den Prätendenten Abo zum Nachfolger ausgerufen. Hat da wohl Gift nachgeholfen? In Palastintriguen eines afrikanischen Fürstenhofes haben Mord und Gift immer eine Rolle gespielt.

Eines aber wissen wir sicher: das Attentat, das meiner Frau um ein Haar das Leben gekostet hätte, wäre nach menschlicher Voraussicht nie verübt worden, wenn wir in Djidda einen Soldaten gehabt hätten. Den Polizeisoldaten von Joko mußte ich natürlich an der Grenze des Banjo-Bezirks zurückschicken. Aus Banjo aber konnte ich keinen Soldaten erhalten: der Befehl des Kommandeurs, mir Soldaten zu geben, war auf Veranlassung des stellvertretenden Gouverneurs zurückgenommen worden. So war ich in Tibati und auf dem Marsch ohne Soldat. Häuptlinge, Boys, Träger — Alle haben uns unaufgefordert gesagt: hättet ihr einen Soldaten gehabt, so wäre das nie passiert; vor denen haben wir viel zu viel Angst.

# Auf einer deutschen Station

Die kaiserliche Regierungsstation Joko liegt in einer Meereshöhe von 1000 m etwas südlich von der Wasserscheide zwischen Kim und Djerem. Auf derselben flachen, rings von tief eingeschnittenen Bachtälern begrenzten Kuppe, auf der heute die leuchtend weißen Mauern und der 18 m hohe Turm der Station schon von weither sichtbar sind, lag in früheren Zeiten das befestigte Dorf des Wute-Häuptlings, der dem Lamido von Tibati untertan und tributpflichtig war. Vor mehreren Menschenaltern soll der Lamido Adubaba dieses Wute-Land erobert, Wall und Graben gebaut und einen Wute als Verweser und Unterhäuptling dort eingesetzt haben. Dem ersten Weißen — Morgen — gegenüber, gab sich der Statthalter als Fullah aus, trotzdem er reiner Wute-Abkunft war. Die Wute-Bezeichnung des Bergzuges, auf dem die Station liegt, ist Mendjan; Joko ist der Name, den die Fullah dem befestigten Dorf gaben, es bedeutet soviel wie: weiter Blick. Und dieser Name ist für den Charakter der Lage treffend: frei und weit schweift das Auge nach Süden, Osten und Norden über den Steilrand der Ndomme, dessen Verlauf an der Ostseite der Hochfläche man von Joko besonders gut nach Norden verfolgen kann und darüber hinaus in die schier endlose Ebene des Djerem. Bei klarem Wetter, in den Pausen zwischen den gewaltigen Niederschlägen der Regenzeit, hat man eine erstaunliche Fernsicht; wir haben mehr als einmal den Steilrand des Ngaumdere-Hochlands im Norden und Berge, die südlich des Sanaga liegen, zu gleicher Zeit gesehen. Zur Anlage einer Station, die bis zum Jahre 1908 als Militärposten die unruhigen Wute im Zaum halten und zugleich ein Bollwerk gegen die Fullah sein sollte, konnte kaum eine günstigere, beherrschendere Stelle gefunden werden.

Im Jahre 1908 wurde Joko Regierungsstation, die dem Bezirksamt in Jaunde untersteht; zur Zeit unserer Reise wurde sie stellvertretend durch Polizeimeister Max Müller verwaltet, der in Jaunde in Dominiks Schule in langjährigem Kolonialdienst ein vorzüglicher Verwaltungsbeamter geworden war. Außer dem Stationsleiter ist nur noch ein weiterer Beamter in dem Riesenbezirk Joko tätig, ein Polizeimeister, dessen Person während unseres Aufenthalts zweimal wechselte.

Die Station Joko ist als Festung gebaut, freilich nicht als Festung im heutigen europäischen Sinne; sie gemahnt vielmehr an eine mittelalterliche Burganlage, die mit ihren dicken, etwa 5 m hohen, zinngekrönten Umfassungsmauern ein für Neger uneinnehmbares Bollwerk darstellt. Die befestigte Anlage mag einen Flächenraum von annähernd 5000 qm einnehmen, die nordöstliche und südöstliche Ecke des länglichen Rechtecks sind turmartig erhöht und ausgebaut,

in ihrem Erdgeschoß befinden sich Vorratsräume; das Obergeschoß, das man durch eine Außentreppe erreicht, enthält je zwei große Räume, die uns während unserer verschiedenen Aufenthalte auf der Station als Wohnung zur Verfügung gestellt wurden. Eine lange Reihe von niedrigen Gebäuden, teilweise mit breiten, offenen Laubengängen, lehnt sich an die Innenseite der Umfassungsmauern. Sie enthalten die Kasernen, in denen die Polizeisoldaten wohnen, die Wache, Behausungen für die Dienerschaft der Weißen, Küchenräume, Apotheke und Verbandraum des schwarzen Heilgehilfen und Gefängnisse. Drei einstöckige Häuser mit schönen Veranden liegen frei, jedoch so nahe an die Umfassungsmauer gerückt, daß der weite, innere Hof offen bleibt: das Bürogebäude und die Wohnungen der Beamten. Alle Mauern, alle Hauswände sind weiß, heller Kies bedeckt den großen Hof, einige junge Bäumchen und Rankenwerk an den Wohnhäusern geben eine farbige Note in das strahlend helle Bild, das ganz und gar beherrscht wird von dem 18 m hohen, schlanken Turm mit kreisförmigem Grundriß, der vor der Mitte der westlichen Längswand erbaut ist, gegenüber dem breiten Eingangstor und der offenen Halle der Wache [Tafel 40, Abb. 1].

Diese ganze, für afrikanische Verhältnisse stark befestigte Anlage hat an barem Geld fast nichts gekostet. Die Steine zu den dicken Mauern, den Häusern und dem Turm sind Luftziegel, die in einer fünf Minuten von der Station entfernten Lehmgrube und Ziegelformerei hergestellt werden: statt Mörtel ist eine kaolinartige Erde, ein Verwitterungsprodukt des Granits, die sich in den tiefen Bachschluchten findet, benutzt, mit demselben Material sind die Wände verputzt, und alle Balken und Bretter entstammen den Galeriewäldern der Umgegend und sind von Stationsarbeitern gesägt und geschnitten. Nur für einen Teil der Außenmauern und neuerdings auch für den Turm ist als Verputz Zement in Lastenfässern von der Küste herauf gekommen, da die Kaolinerde, die doch nicht so widerstandsfähig ist wie Zement, durch die Fluten der Regenzeit allmählich zwischen den Steinen herausgespült wird.

Im Stationshof treten morgens die Soldaten und die Arbeiter, die von den Häuptlingen des Bezirks in regelmäßigem Turnus als Steuerleistung gestellt werden, an zur Arbeitsverteilung, hier wird Appell abgehalten, und hier warten, oft in hellen Scharen, die Neger und die Haussah, die zu einem „Palaver“ auf die Station gekommen sind. Jeder, der dem Stationsleiter etwas vorzutragen hat, der Klage führt und Recht sucht, hat gleich seine Reihe von Zeugen mitgebracht, die stillschweigend auf dem hellen Kies des Bodens hocken und warten, bis sie gerufen werden, um dem schwarzen Dolmetsch ihre Aussage zu machen, die dieser dem Stationsleiter übersetzt.

Durch den kleinen Hintereingang der Station, der jeden Abend um 8 Uhr beim Trompetensignal der Wache geschlossen und erst früh um $^1/_2$6 Uhr beim Wecken wieder geöffnet wird, so daß nachts jeder beim Betreten oder Verlassen der Station durch das Haupt-Tor bei der Wache vorbei muß, gelangt man auf den großen Exerzier-Platz. An ihn schließen sich die Wirtschafts-Anlagen [Tafel 41]. Die Station Joko hat wie die meisten Stationen des Innern einen großen landwirtschaftlichen Betrieb, der an einen heimischen Gutshof gemahnt. In schönem, festem Stall stehen in zwei langen Reihen die Kühe der mächtigen



M. P. Thorbecke phot.

*1. Hof der Station Joko*



M. P. Thorbecke phot.

*2. Ochsengespann*

Hamburg: L. Friederichsen & Co.



*M. P. Thorbecke phot.*

*Wirtschaftshof der Station Joko*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*



*Fullah-Stute*

*M. P. Thorbecke phot*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*

gebuckelten Bororo- und Fullah-Rasse. Sie liefern täglich frische Milch in die Küchen der Beamten, freilich im Vergleich mit der Heimat nur sehr geringe Mengen. Auch ist sonderbarer Weise die Milch in Joko zum Trinken wenig geeignet; selbst in gekochtem Zustand erregt sie bei allen, die es versucht haben, Durchfall. Ich glaube, daß diese Wirkung der Fütterung der im Stall stehenden Tiere mit täglich frisch geschlagenem, feuchtsaftigem Gras zuzuschreiben ist, und halte es für möglich, daß die Milch bekömmlicher wird, wenn es gelingen könnte, die Kühe an Trockenfütterung zu gewöhnen. Ob das Klima von Joko für Rindvieh günstig ist, wage ich nicht zu entscheiden; es scheint so. Aber ab und an geht ein Tier ein, vielleicht an Tsetse, die es sich auf dem Marsch durch sumpfige Gegenden geholt hat. Wie der Vergleich mit dem Gesundheitszustand des Viehs auf anderen Stationen des Kameruner Hochlandes ausfallen würde, weiß ich nicht, da mir kein Material darüber zur Verfügung steht. Während unseres Aufenthaltes in Joko ist eine Kuh auch an Ruhr gestorben. Das Jungvieh machte durchgehends einen guten Eindruck.

Im Sommer 1912 hatte der Polizeimeister Schott mit Energie und Geduld drei stattliche Buckel-Ochsen eingefahren, was vorher nicht hatte gelingen wollen. Sie zogen auf einem Wagengestell schwere Bretter und Balken, deren Transport sonst Stück für Stück einige Träger beansprucht [Tafel 40, Abb. 2]. Auch war mit dem Ochsenfuhrwerk die Maisernte eingebracht worden. Dieser Fortschritt im landwirtschaftlichen Betrieb ist besonders deshalb so hoch anzuschlagen, weil er eine Menge Kräfte für andere nutzbringendere Tätigkeit frei macht. Es ist zu hoffen, daß diesem ersten Fuhrwerk, ähnlich wie in Dschang, bald weitere folgen werden. Weniger gut war der Zustand der Ziegenherde; während sich sonst in Kamerun Ziegen rasch vermehren, konnte diese Herde nur gerade auf ihrem Stand gehalten werden, das oft feuchtkalte Klima ist anscheinend den Tieren nicht zuträglich. Mit den Schafen war es besser. Hühner, Enten und Tauben gediehen sehr gut. Den tropischen Charakter fügten in dies fast deutsch anmutende Wirtschaftsbild eine kleine Schar ewig schreiender Perlhühner und zwei gravitätisch einherschreitende, riesige Sporengänse.

Der große Pferdestall, in dem auch unsre Tiere Unterkunft fanden, war meist gut besetzt. Außer den Dienstpferden hatten die Herren der Station für gewöhnlich noch mehrere Reittiere, und ich hatte Gelegenheit, hier die verschiedensten Exemplare der Fullah-Pferderasse kennen zu lernen. Die Tiere sind im Durchschnitt mittelgroß, manche sogar klein, meist schmal gebaut, besonders in der Brust, und haben sehr zierliche Beine und Fesseln. Alle gehen auf weichen Hufen, sie werden nicht beschlagen. Von Temperament und Charakter sind sie sehr verschieden, was häufig auch an der Art der Behandlung durch ihre früheren Besitzer, Haussah oder Fullah, liegen mag. Ich habe einige Tiere gesehen, die bissen, schlugen und stiegen, mit denen nur der geübteste Reiter fertig wurde, und auch wieder andere von vollkommener Sanftheit und Ruhe. Die Fullahpferde sind bei gutem Futter und sorgfältiger Pflege sehr tüchtig und ausdauernd, und da das Klima in Joko ihnen zuträglich zu sein scheint, lassen sich Pferde dort gut halten [Tafel 42]; mit Pferdezucht sind Versuche noch nicht angestellt worden.

In weitem Halbkreis reihen sich Werkstätten und offene Schuppen an die Stallgebäude, den Exerzierplatz umrahmend. Hier wird gesägt, gehobelt, geschmiedet; wir sahen da unter den Händen schwarzer Tischler eine neue Einrichtung für eines der frisch hergerichteten Beamtenhäuser entstehen, in das vor wenigen Monaten der erste verheiratete Stationsleiter mit seiner Frau eingezogen ist. Und nicht nur Türen, Fensterrahmen, Tische und Stühle wurden hier angefertigt; ebenso gut, wie ein Dorftischler bei uns zu Haus, baute der Schwarze, ein Dualamann, Kleiderschränke und Büffet. Und von Eingesessenen des Joko-Bezirks, Tikarleuten, die einige Monate in Jaunde in der Lehre gewesen waren, wurden sehr hübsche, bequeme Korbmöbel in den verschiedensten Formen geflochten aus dem Rotang, der in den Sumpfwäldern von Jakong und an der Tibati-Straße häufig ist. Groß war stets die Freude und der Stolz der Arbeiter über ein gelungenes Stück. So werden im Innern, fern von der Küste und allen ihren Hilfsmitteln, für die Kolonialbeamten freundliche und behagliche Lebensmöglichkeiten geschaffen, die ihnen den Verzicht auf manche Annehmlichkeit der europäischen Zivilisation erleichtern helfen.

Hinter den Stallgebäuden liegt der Gemüsegarten, in dem in dieser Meereshöhe alle Arten unserer Gemüse gedeihen und den Tisch der Europäer täglich versorgen. Allerdings gehört in Afrika eine noch größere Sorgfalt und Aufmerksamkeit dazu, als bei uns, einen Gemüsegarten gut im Stand zu halten. Die starken Güsse der Regenzeit schwemmen leicht das Erdreich fort, wenn die Fläche auch nur im geringsten geneigt ist. Tief ausgehobene und mit Lehm aufgefüllte, etwas erhöhte gekreuzte Wegdämme können das Zerstörungswerk einigermaßen aufhalten. Ständig muß an der Entfernung des Unkrauts gearbeitet werden, das sonst bald alle Nutzgewächse überwuchern würde; und sobald die Trockenzeit einsetzt, macht das Begießen viel Arbeit. Den Genuß, den der Erfolg all dieser Mühe bereitet, kann freilich nur der ermessen, der in Afrika monatelang von gedörrten oder in Blechdosen konservierten Gemüsen hat leben müssen. Eine Schüssel Salat, Radieschen und Tomaten erscheinen einem dann als lukullische Wunder. Europäisches Obst gab es in Joko leider gar nicht, es ist mir auch zweifelhaft, ob es sich ziehen lassen würde, aber Ananas, Papaya, Bananen und Guayaven ersetzten es teilweise. Die so dankbare und erfrischende Kapstachelbeere, die wir in Ngambe und auf der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt Kuti kennen lernten, wurde in Joko noch nicht gezogen.

Unter dem leichten Blätterschatten einiger großer Laubbäume und Papayen liegt der Saatgarten für Gummipflänzchen und Ölpalmen. Die kleinen Kixien können, sobald sie einige Zentimeter hoch sind, an Häuptlinge des Bezirks abgegeben werden, die sie auf gerodetem, gutem Waldboden unter leichtem Schatten auspflanzen. Diese Versuche sind noch nicht alt genug, um ein Urteil über ihren Erfolg abgeben zu können; ich erwähne sie nur, um das Bestreben der Station zu charakterisieren, jede im Land mögliche Kultur zu fördern. An Kernen der Ölpalme sind Tausende im Pflanzgarten gesteckt worden, sie sollen später ausgepflanzt werden, da sicher anzunehmen ist, daß hier ebenso gut wie in benachbarten Gebieten Ölpalmen gedeihen können. Wie unsere Tikar behaupten, verstehen die Wute nichts vom Wert und der Pflege der Ölpalme;

sie haben sie überall durch Palmweingewinnung vernichtet, oft sogar durch rücksichtlosestes Fällen der Bäume. Ihre Ölpflanze ist die Rizinusstaude, die jeder Wutemann in der Nähe seiner Hütte zieht. Tatsächlich haben wir in keiner von Wute bewohnten Landschaft ältere Ölpalmen oder gar Ölpalmenhaine gefunden.

Rings um die Station liegen in weitem Kreis an den flachen Hängen die Äcker, auf denen ein Teil der Verpflegung für die schwarzen Stationsangehörigen gebaut wird. Maisfelder und Kartoffeläcker dehnen sich breit aus, daneben aber auch Schläge, die mit Florida-Klee, Erdnuß und Bergreis bestellt sind. Ganz besonders die Erdnüsse haben 1912 eine sehr reiche Ernte ergeben, trotzdem der Boden im Umkreis der Station ganz gewiß nicht zum besten gehört. Viele Tage lang waren ganze Reihen von Arbeitern und Weibern beschäftigt, die Früchte aus der Erde zu klauben, die dann auf Wellblechplatten im Stationshof ausgebreitet und an der Sonne getrocknet wurden. Die Erdnuß ist für den Neger ein sehr geschätzter Leckerbissen, und auch in der Küche des Europäers findet sie zu manchen schmackhaften Gerichten Verwendung. Auch die Reisernte, die wir kurz vor unserm Abschied von Joko miterlebten, fiel sehr reich aus, machte freilich auch bei der Sorgfalt, mit der die Ähren geschnitten und in kleine Bündel gebunden werden mußten, viel Mühe. Doch konnten wir alle mit Vergnügen feststellen, daß der Geschmack dieses Bergreises ganz ausgezeichnet war, jedenfalls viel besser als der des teueren Handelsreis, den man in den Faktoreien des Innern mitunter kaufen kann. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn der Anbau des nahrhaften und gesunden Reis, der nach diesem Versuch für Klima und Boden durchaus geeignet erscheint, bei den Eingeborenen, die ihn leidenschaftlich gern essen, eingeführt werden könnte.

Heute bilden Mais, Hirse, Süßkartoffeln und Kassada-Wurzeln die Hauptbestandteile in der Ernährung des Eingeborenen, wie man auf dem Markt beobachten kann, der allwöchentlich am Sonntag unten im Dorf abgehalten wird. Das Wute-Dorf Joko liegt nur wenige Minuten von der Station entfernt. Der Häuptling hat an einem großen freien Platz ein schönes Gehöft mit hohem Mattenzaun, in der Anlage ähnlich dem des Lamido von Tibati; wie dort fallen besonders zwei sehr große Rundhäuser von 10—15 m Durchmesser in die Augen. Das Dorf Joko ist nicht groß, aber ein ausgedehntes Landgebiet mit zahlreichen Dörfern und Farmen untersteht dem Häuptling; er gehört zu den wirklich großen Negerfürsten des Bezirks, und seine Macht erstreckt sich weit nach Süden an der Jaunde-Straße und nach Osten ins Djerem-Land. Er stellt viele Arbeiter und liefert einen großen Teil der Verpflegung zu festen, von der Station bestimmten Preisen. Es kostet danach das Kilogramm Mais oder Hirse 5 Pfg., das Kilogramm Mehl 10 Pfg.

Mit den entfernt wohnenden großen und kleinen Häuptlingen verkehrt die Station durch Boten, die an ihrer roten Mütze kenntlich sind, weshalb jedem andern Neger das Tragen von roten Kopfbedeckungen, besonders von Rollfez, untersagt ist und streng bestraft wird. Die Stationsboten überbringen den Häuptlingen — mündlich — Befehle, bestellen Verpflegung oder rufen Leute auf die Station. Da diese nur mit zwei Beamten besetzt ist, die zudem noch ziemlich häufig wechseln, ist es leider unvermeidlich, daß manche wichtigen

Erkundigungen, manche Maßregeln, die eigentlich der Anwesenheit des Weißen bedürften, von Schwarzen ausgeführt werden müssen, von denen selbst unter den etwas fortgeschrittenen die wenigsten im Stande sind, nach unsern Begriffen von Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit zu handeln. Häufig mögen da Erpressungen und Ungerechtigkeiten verübt werden, ohne daß davon etwas aus den ferneren Teilen des großen Bezirks nach Joko dringt. Die Polizisten — police heißt der Stationsbote im pidgin — sind im ganzen Bezirk sehr gefürchtet, mehr als der Weiße; und doch wird daran nichts zu ändern sein, solange nicht Joko mit mehr Beamten besetzt wird, die sich mit Stationsdienst und Reisen ablösen können.

Die tatsächliche Macht, mit der das Riesengebiet des Joko-Bezirks in Ordnung und Gehorsam gehalten wird, besteht aus der schwachen Besatzung von 20—30 Polizeisoldaten, und dazu steht der Bezirk nicht unter wenigen, sondern unter mindestens zwölf großen und vielen kleinen, selbständigen Häuptlingen, die jeder im besondern beachtet sein müssen. Kurz vor unserm Abmarsch von Joko hatte der Stationsleiter alle Häuptlinge seines Bezirks zusammengerufen, um ihnen verschiedene Regierungsbefehle bekannt zu geben. Das Wildbrennen, bei dem die Tiere durch kreisförmig angelegte Feuer zusammengetrieben und in Mengen abgeschlachtet werden, sollte aufhören; nicht die Häuptlinge sollten die Steuern für ihren Stamm entrichten, sondern jeder arbeitsfähige Mann sollte selber seine sechs Mark bezahlen; die Häuptlinge sollten einerseits auf ihre Weiber achten, damit nicht durch ihr Herumtreiben Krankheiten verbreitet würden, andrerseits aber auch nicht alle jungen Weiber für sich beanspruchen, sondern den jungen Männern ihres Stammes Gelegenheit zur Heirat geben. Schließlich knüpfte der Stationsleiter die Aufforderung daran, dem heimischen Baumwollbau wieder mehr Sorgfalt und Beachtung zuzuwenden, weil das später dem Lande großen Nutzen bringen werde, eine Mahnung, die mit allgemeiner Zustimmung aufgenommen wurde. Wir freuten uns, dazu durch unsre Arbeiten in Nord-Tikar den Anstoß gegeben zu haben.

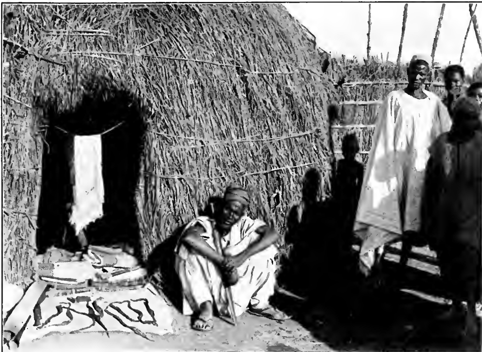
Die große Schar der Häuptlinge und ihres Gefolges, die zum Teil mit Pferden und reichem Prunk erschienen, bot ein buntes, festliches Bild, als sie alle zur Versammlung im Halbkreis um den Exerzierplatz aufgezogen waren.

Wie fast jedes größere Häuptlingsdorf, jede Station, so hat auch Joko seine Haussah-Kolonie, die einige Schritte abseits vom Wute-Dorf an der großen nach Tikar und Tibati führenden Regierungsstraße liegt. Solch ein Haussahdorf ist eine Welt für sich und im Kleinen dasselbe, was in früheren Zeiten die ersten Niederlassungen europäischer Faktoreien in den Küstenorten West-Afrikas bedeuteten. Meist ist eine strenge Scheidung zwischen den Einheimischen und den Fremdlingen durchgeführt. Hinter hohen Mattenzäunen liegen die kleinen, bienenkorbartigen Hütten, die der Haussah überall baut, ohne jede Rücksicht auf die einheimische Architektur. Wenig nur ragen die niedern Hütten über die Zäune hervor. Das Leben spielt sich meist auf der Straße ab [Tafel 43, Abb. 1]. Da wird geflochten, gesponnen, genäht, geschmiedet, Leder geklopft und bearbeitet. Auf der Straße sind auch alle Sachen zum Verkauf ausgestellt. Da hängen hemdartige Gewänder, Dolchmesser in kunstvollen Lederscheiden, kleine Ledertäschchen, Schuhe und Sandalen, ausgebreitete Stoffe; auf dem



L. Waibel phot.

1. Im Haussah-Dorf



M. P. Thorbecke phot.

2. Warenauslage vor einer Haussah-Hütte

Boden sind in Kürbisschalen und auf geflochtenen Grastellern alle Arten von rohen oder fertig zubereiteten Lebensmitteln aufgebaut, dazu Salz in kleinen Häufchen, die für 10 Pfg. verkauft werden, Tabak und Gewürze [Tafel 43, Abb. 2]. In Joko wird mindestens drei bis vier Mal in der Woche ein Rind geschlachtet, das zuvor mit Trommelschlag durch das Wute-Dorf und vor die Station geführt wird, damit jeder sehen kann, daß das Tier nicht krank ist. Das Fleisch wird stückweise nach europäischem Gewicht verkauft, die Soldaten und Polizisten und ihre Weiberschar sind stets dankbare Abnehmer. Für die Leute, die keine Frau haben, die ihnen das Fleisch zubereiten kann, halten die findigen Haussah sogar das fertig gebratene Fleisch feil, das, auf Hölzchen gespießt und ganz appetitlich mit Öl und Maismehl paniert, über offenem Feuer gedreht wird. Überall, wo die Haussah regelmäßig Waren feilbieten, sei es in ihrem eigenen Dorf, sei es auf dem Markt der Neger-Dörfer, haben sie sich Marktstände — offene Hallen mit Grasdächern — gebaut, die sie selber und ihre Schätze vor Regen und stechender, bleichender Sonne schützen.

Der Mittelpunkt eines jeden größeren Haussahdorfs in Gebieten heidnischer Neger ist die Moschee, die „Kaaba", denn jeder Haussah ist Muhammedaner und hält streng auf Innehaltung der islamischen Formen und Gebetsübungen.

Die Haussah in Joko zeichnen sich vor vielen andern dadurch aus, daß sie hier Ackerbauer geworden sind, während sie sonst lediglich Handel treiben und gar keine Feldfrüchte bauen. Der Stationsleiter von Joko hat ihnen aber das Verbleiben bei der Station nur unter der Bedingung gestattet, daß sie selber Äcker anlegen. Sehr bezeichnend ist für die Schlauheit der Haussah, daß sie sich sofort die Methoden zur Lehre dienen ließen, die sie bei der Landwirtschaft der Station beobachtet haben und deren günstige Wirkung auf die Ertragfähigkeit des Bodens sie wohl erkennen: sie düngen ihre Felder und erzielen dadurch reiche Ernten.

Das Haussahdorf ist die Raststätte für all die vielen Haussahkarawanen, die von Norden her über Joko in die Gummidistrikte Süd-Kameruns wandern und für ein paar Tage bei ihren Volks- und Glaubensgenossen Unterschlupf finden. Besonders auf der Straße nach Tibati begegnet man täglich, mitunter stündlich größern oder kleinern Karawanen von Haussahhändlern, die in langen, schmalen Lastenkörben alles, was in Kamerun irgend Handelswert hat, Stoffe, Salz, Lederwaren, Gummi und Kolanüsse auf dem Kopf tragen. Ein reicher Mann hat auch wohl ein Pferd oder ein paar Esel, die eine doppelte Trägerlast schleppen können. Die wirtschaftlich wichtigste Seite des Haussah-Handels ist ohne Frage das Heruntertreiben von Vieh aus den Rinder züchtenden Landschaften Adamauas in die fleischarmen Gebiete des Urwalds und der Küste. Im Jahre 1911 sollen Rinder im Wert von drei Millionen Mark allein in die Gummidistrikte Süd-Kameruns verkauft worden sein, wo die Eingeborenen, deren Kannibalismus zum großen Teil auf dem schwer zu befriedigenden Fleischhunger beruhen mag, zu den höchsten Preisen Schlachtvieh kaufen. Alle die vielen Tiere werden vom Haussah im Hochland bei den nomadisierenden Bororo, die die eigentlichen Viehzüchter sind, gekauft, heruntergetrieben und unten verkauft;

ebenso ist der Haussah der Vermittler in der Fleischversorgung der Küste, wo der Bedarf der Europäer dauernd im Steigen begriffen ist.

Bis zum Eintritt des europäischen Kaufmanns in den innern Handel der Kolonie war dieser schwarze Wanderhändler Alleinherrscher, im Lande der an der Scholle haftenden Neger stellte er das Prinzip der Bewegung dar. Ihm gelingt es auch stets, die oft für den Weißen schwere Frage der Trägerbeschaffung fast spielend zu lösen, da er nie eine größere Anzahl auf einmal braucht. Für ein kleines Geschenk, besonders für zauberkräftige Amulette und ganz geringe Bezahlung — natürlich nie in Bargeld — erhält der Haussah von jedem Häuptling Träger, wenn er selber nicht genug eigene Leute hat. So kann er in dem einen oder andern Handelsartikel erfolgreich den Wettbewerb mit den europäischen Faktoreien des Innern aufnehmen, die außer dem Trägerlohn in Bargeld auch noch die sehr hohe Gebühr für amtliche Anwerbung von Trägern zahlen müssen, sobald sie ihre Leute durch die Regierung erhalten, ohne deren Vermittlung in manchen Gebieten überhaupt nicht ein Mann zu bekommen ist. In Jaunde kauft man Salz billiger beim Haussah als in der Faktorei; in Joko haben wir selbst gesehen, daß der Haussah denselben Stoff, für den der weiße Kaufmann 2 Mark 50 nahm, für 2 Mark 25 hergab.

Doch im allgemeinen kann der Handel des Haussah nicht in Wettbewerb mit dem des Europäers treten. Die Haussah haben sehr schnell begriffen, daß es für sie ein Vorteil ist, wenn sie den Faktoreien in die Hände arbeiten. In manchen Gegenden Kameruns liegt der Gummihandel vollkommen in den Händen der Haussah. Sie ziehen im Lande hin und her, auf schmalen, schlechten Negerpfaden, von denen der Europäer nichts weiß, und suchen in den Wäldern nach Gummipflanzen; sie kommen in die kleinsten Dörfer und tauschen den Eingeborenen den von diesen gesammelten Gummi gegen Waren ab, sie so der Mühe überhebend, bis zur nächsten Faktorei selber laufen zu müssen.

Jeder Haussah hat alljährlich bei der nächsten deutschen Station einen Wandergewerbeschein für 25 Mark zu lösen; an den großen Summen, die dafür eingehen und jährlich allein auf den beiden Stationen Dengdeng und Joko zusammen mehr als 30000 Mark einbringen, kann man sich ungefähr einen Begriff davon machen, welche Werte in Kamerun durch den Haussahhändler in Umsatz gebracht werden[1].

In Joko befinden sich zwei Faktoreien europäischer Firmen, eine unter Leitung eines Weißen. Auch hier spielt noch immer der Gummi-Einkauf die Hauptrolle, trotzdem er gegen frühere Jahre sehr nachgelassen hat. Der Kaufmann Colin teilte uns seine ebenso interessanten wie für die Erziehung des Negers bedauerlichen Erfahrungen mit, die er seit der Einführung der „Gebühr für amtliche Trägeranwerbung“ gemacht hat. Die Wute haben einen noch viel geringeren Arbeitstrieb als der Durchschnittsneger sonst. Lasten tragen oder auf der Faktorei arbeiten halten sie eines Herrenvolks für unwürdig, trotzdem die Arbeit Geld einbringt, das hier oben seit Abnahme der Gummi-Vorräte auf andere Weise kaum zu verdienen ist. Früher hat die Station den

[1] Vergl. Thorbecke. Haussahhändler. Deutsche Kol.-Ztg. 1912. Nr. 52.

Kaufleuten gegen geringes Entgelt, das jeder gern zahlte, stets Träger und Arbeiter aus dem Bezirk gestellt, und unter diesem sanften Druck fingen selbst die Wute an, sich an Arbeit beim Europäer zu gewöhnen. Die aus rein fiskalischen Gründen, ohne jede Rücksicht auf die tatsächlichen wirtschaftlichen Verhältnisse eingeführte hohe Trägersteuer hat diese erfreulichen Anfänge der Erziehung des Negers im Wute-Land im Keim erstickt. Die Unkosten für die freilich zuverlässige Anwerbung durch die Behörde sind den Firmen einfach zu hoch, sie nehmen jetzt wieder Arbeiter da, wo sie sich freiwillig melden. Das tut kein Wute-Mann, und auch nur wenige Tikar. So muß der Kaufmann in Joko auf Jaunde zurückgreifen, wo sich die Leute oft zur Arbeit förmlich drängen. Der ganze Verdienst durch den Handel, der früher den Eingeborenen des Jokobezirks selber zu Gute kam und so ihre Steuerkraft hob, fließt jetzt nach Jaunde. Alle europäischen Waren bringen Jaunde-Träger herauf, und sie nehmen den Gummi mit zurück.

Die Wochen, die wir wegen der Verwundung meiner Frau und wegen der Höhe der Regenzeit, die das dauernde Wandern und Arbeiten im Freien unmöglich macht, auf der Station Joko zubringen mußten, waren keine leere Wartezeit.

Alle Arbeiten der Wandermonate wurden durchgesehen und vervollständigt, die Sammlungen gereinigt, katalogisiert und verpackt. Vor allem wurden wirtschaftliche und ethnologische Erkundungen ergänzt und erweitert und Auszüge aus den meteorologischen Beobachtungen und den Volkszählungslisten der Station gemacht.

Ende Oktober war meine Frau wieder hergestellt; Gewalt und Häufigkeit der Regengüsse ließen jetzt schon nach, da richteten sich unsere Gedanken auf neue Unternehmungen. Ich entschied mich, unter Verzicht auf die Durchforschung der Djerem-Bucht, zum Studium des Ngutte-Gebirges, dem eine nochmalige Durchwanderung Tikars voraufgehen sollte.

Am 5. November 1912 verließen wir nach herzlichem Abschied von unsern Freunden Joko, das in unserer Erinnerung als afrikanische Heimat lebendig ist.

# Noch einmal durch Tikar

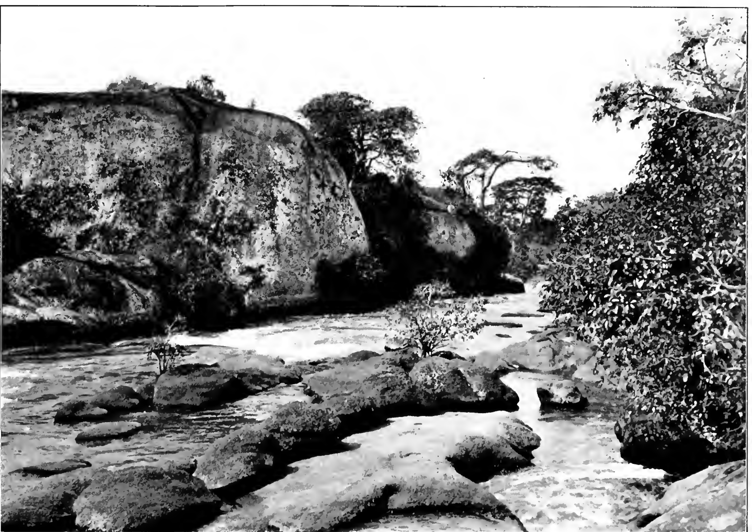
Wir verließen Joko am 5. November mit wenigen Trägern; alles entbehrliche Gepäck und die Sammlungen wurden nach Bamum gesandt. Wir wollten über die Ndomme-Fläche von Jakong zum Njua marschieren, um seine Ostseite kennen zu lernen und den Verlauf der Stufe, die wir vom Bamadurru östlich um den Njua ziehen sahen, zu erforschen[1].

Der Weg über die Savanne war nördlich von Jakong weit schwieriger, als wir uns vorgestellt hatten. Versumpfte Bachniederungen, Verpflegungsmangel, der Verlust eines Pferdes in den Fluten des hoch angeschwollenen Kim, vor allem das unglaublich starke, riesenhohe Gras, das selbst über dem Kopf des Reiters zusammenschlug, machten diese Tage fast zu den schlimmsten der ganzen Reise.

Viele kleine Farmdörfer sind zwischen Jakong und dem Kim über die flache Savanne zerstreut. Erst eine hohe, freiliegende Kuppe gestattete weiten Blick über das Grasmeer auf die nahen Labarä, jene Berggruppe, die wir zuerst in Mongong, dann wieder vom Bamadurru und von der Tibati-Straße gesehen hatten; in drei sanften Wellen steigen ihre Höhen über der Fläche auf. Der Kim fließt in breiter Talsenke zwischen ihnen und dem weiter östlich liegenden Einzelberg Mbo, den er von der Hauptgruppe ganz losgetrennt hat. In starken Windungen bricht der jetzt in der Regenzeit reißende Fluß gerade durch diesen höchsten Teil der nördlichen Ndommefläche. Felsenufer, Stromschnellen, Wasserfälle und Engen bezeichnen seinen Lauf. Weiter draußen begleitet ihn breiter Wald fernhin nach Westen.

Nach der Karte sollte gleich nördlich der Übergangsstelle über den Kim ein zweiter, ebenso großer Strom kommen, ein Nebenfluß, der Kepo, der sich nur wenige Meter unterhalb mit ihm vereinigt. Wir überschritten ihn auf schwanker Reisigbrücke hoch über einer engen, kaum drei Meter breiten Klam, durch die das Wasser, dessen Spiegel wenig oberhalb 10—15 m breit sein mag, in toller Geschwindigkeit hindurchschießt und dabei noch eine Stufe von 1—2 m Höhe hinunterfällt. Die Felswände aus hellem Granit, durch die sich die Fluten mit furchtbarer Gewalt zwängen, sind spiegelglatt poliert, selbst jetzt, am Ende der Regenzeit standen wir auf der Brücke noch fast 3 m über dem Strudel. An einer Stelle kleben im stärksten Strom tausendblattartige Wasserpflanzen am Fels; man begriff kaum, daß sie nicht alle mit fortgerissen wurden. Wir fragten, wie immer, nach der Quelle des Flusses, die nach den Andeutungen der Karte sehr

[1] Vergl. S. 52 unten.



*Schnellen im Felsbett des Kim*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*



*M. P. Thorbecke phot.*

*Flachwellige Savanne mit kleinen Granitbuckeln, in der Ferne der Njua*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*

fern gen Tibati liegen sollte. „Er hat keine“, denn er ist nur ein Seitenarm des Kim, der hier eine Felsinsel umschließt. Der Tikar-Name „Kepo“ bedeutet „ohne Kopf“, eine sehr originelle Bezeichnung des quellenlosen Flusses.

Über den Kim spannt sich eine etwa 60 m lange Hängebrücke in flachem Bogen zwischen hohen, düstern Bäumen des schmalen Galeriewalds. In ruhigem, aber starkem Strom fließt der Kim hier, aber nur wenig unterhalb stürzt er in Schnellen und Strudeln über gewaltige Blöcke und hat sich, ähnlich wie der Kepo, nur viel großartiger, durch riesige Felswände sein Bett gesägt. Mächtige, 10 und mehr Meter hohe, glatte Felsen stehen steil zu beiden Seiten; der starke Fluß, verstärkt durch die Wassermassen des Kepo zwängt sich in raschem Lauf zwischen ihnen durch [Tafel 44].

Wie schon früher, in der Nähe von Ngambe, bekamen wir auch hier den bestimmten Eindruck, daß der große, das ganze Jahr hindurch wasserreiche Kim leider gar nicht schiffbar ist, weil er überall von Fällen und Stromschnellen durchsetzt wird.

Die Landschaft bot immer das gleiche Bild der welligen Savanne mit waldumsäumten Bächen in scharf eingeschnittenen Schluchten und einzelnen, etwas erhöhten Buckeln, auf denen das granitische Gestein wieder in Schalen zu Tage trat [Tafel 45]. Endlich kamen wir an den Rand der Stufe, die die Ebene des Njua umsäumt, und damit an die Wasserscheide zwischen dem Kim und seinem großen Nebenfluß Nje. Da sahen wir den Njua in seiner ganzen Ausdehnung gegen den blauen Himmel stehen, seine Gliederung, seine steilen Linien, die sich klar und deutlich von der weiten, flachen Ebene absetzen, die von zahllosen, dunkeln Wäldern durchzogen wird. An seinem Fuß fließt der Nje im Südosten eine Strecke entlang; wir überschritten ihn und erreichten am 12. November das Häuptlingsdorf Njua. Unser Flaggensignal hatten die Eingeborenen in scheuer Ehrfurcht vor dem Weißen nicht zerstört, trotzdem sie das große Stück Stoff stark lockte. So konnten wir schon von weitem Anschluß gewinnen an unsre ersten topographischen Arbeiten im Tikarland.

Die letzten Märsche hatten uns die Südostseite des Njua erschlossen. Nur von Nordosten hatten wir ihn noch nicht gesehen; leider ließen die Sümpfe und das unglaublich hohe Gras eine Umwanderung im Osten nicht zu. Von einem kleinen Farmdorf am Nordostfuß arbeiteten wir getrennt weiter: ich hielt mich mehr in der Nähe des Gebirges, meine Frau ging weiter nach Osten, um einen Überblick über den ganzen Osthang zu gewinnen; sie entdeckte dabei den heiligen See der Njua-Leute, der klar und ruhig zwischen Savannenrücken liegt, aber nur eine Erweiterung des wasserreichen Baches Nsakoa ist, ähnlich den seeartigen Altwässern des Mbam.

In Njua selbst hatten wir Gelegenheit, Gelbgießer bei ihrer interessanten Arbeit zu beobachten.

Auf schmalen Negerpfaden durchzogen wir die Ebene zwischen Njua und Bengbeng in gerader Richtung. Das nicht sehr hohe, aber ausgedehnte Inselberg-Massiv wird auf seiner Ostseite durch ein tief eingeschnittenes Felsental von der ganz allmählich zu ihm ansteigenden Hochfläche getrennt. Nach Süden fällt es besonders steil ab, einige kleine Hügel sind hier vorgelagert.

Alle Höhen und Hänge bedeckt auf dieser Seite dichter Wald, der aber durch heiße Savannenflächen von den großen, schattigen Wäldern getrennt ist, in denen Ngambe liegt. Früher hatten diese Wälder noch viel größere Ausdehnung und reichten bis zum Häuptlingsplatz; ihnen verdankt das vom Weißen nach dem ersten Häuptling „Ngambe“ genannte große Dorf den bei den Tikar allgemein üblichen Namen „Nsoflo“, „das Kühle“. In den langen Jahren der Belagerung durch die Tibati, als Mamalamu in Sanserni vor den Toren Ngambes saß, ist viel Wald von Freund und Feind gerodet und in Ackerland verwandelt worden. Aber in der Richtuug auf den Kim dehnen sich auch heute noch große Wälder.

In Ngambe zwang eine leichte Malaria, die uns beide befiel, die Expedition zu einer Woche Stilliegen. Aber der Aufenthalt zeitigte doch einen besondern Erfolg: erst jetzt, wo wir zum dritten Mal in Ngambe waren, bekamen wir die alten, kostbaren Bronzeschätze des Häuptlings und seiner Großen zu Gesicht und konnten sie größtenteils erwerben. Die Missionare der Baptisten - Station halfen uns wieder mit größter Freundlichkeit über alles Ungemach hinweg.

In Eilmärschen ging es Ende November südwärts, auf Waibels Route durch die großen Wälder West-Tikars, die er uns so lebhaft geschildert hatte[1]. Drei Tage brauchten wir bis Ditam, und von Tag zu Tag wurde das Land reicher an Ölpalmen, die in der Nähe des Häuptlingsorts das Landschaftsbild vollkommen beherrschen, stellenweise ganz reine Bestände bilden und selbst auf der offnen Savanne einzeln oder in Gruppen vorkommen. Am besten und üppigsten gedeihen die Ölpalmen auch hier auf aufgelassenem Farmland [Tafel 46].

Auch Baumwolle fanden wir überall; in jedem kleinen Dorf, deren viele erst in den letzten zwei Jahren an der großen, leidlich gut gehaltenen Straße angesiedelt waren, standen in der Nähe der Hütten einige Baumwollstauden, an denen jetzt die ersten geöffneten Kapseln den weißen Stapel sehen ließen.

Ditam liegt im Mittelpunkt des Baumwolle bauenden Gebiets östlich des Mbam[2]. Hier sollte, am besten wohl im Anschluß an die landwirtschaftliche Versuchsstation Kuti in Bamum, durch die Regierung, zusammen mit den dazu berufenen wirtschaftlichen Vereinigungen in der Heimat, eine Baumwoll-Einkaufsstelle mit Ginnerei gegründet werden, die durch das Ankaufen der Baumwolle die Tikar und ihre Nachbarn zur Wiederbelebung dieser so wichtigen, hier seit alters heimischen Kultur anregen würde, aber auch gleichzeitig die Anbau-Methoden kontrollieren, belehrend und helfend eingreifen könnte. Die Tikar würden sicher mit großem Eifer zu intensiverem Anbau von Baumwolle zurückkehren, wenn sie etwas dabei verdienen könnten. Ditam hat für ein solches Baumwollunternehmen, das die nur schlummernden, wirtschaftlichen Werte dieses Landes in ungeahnter Weise heben könnte, die günstigste Lage. Für das nördliche Tikar wie für die südlich angrenzenden Gebiete der Bati, Njanti und Balom, die alle Baumwolle bauen, ist es gleichmäßig gut gelegen; in 7—8 Tagemärschen sind auf viel begangenen Straßen die Spitze der Nordbahn und der

[1] Vergl. S. 37.
[2] Vergl. S. 35 und 80.



*M. P. Thorbecke phot.*

*Ölpalmen auf altem Farmboden*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*

schiffbare Wuri bei Jabassi zu erreichen. Wer ein solches Unternehmen hier einrichtet, wird sich ein unschätzbares Verdienst um die Entwicklung der Kolonie Kamerun erwerben. Unserer heimischen Textilindustrie aber würde die Möglichkeit geboten, Baumwolle des Ost-Mbamlandes in größeren Mengen zu verarbeiten und damit erst ein sicheres Urteil über ihren Wert zu gewinnen. Die sehr günstige Beurteilung der von uns mitgebrachten Proben sollte dazu veranlassen, dies auch für Kamerun wichtigste kolonialwirtschaftliche Problem sofort in Angriff zu nehmen[1].

[1] Vergl. S. 101.

# Das Gebirge der Zwerge

Es hatte endgültig ausgeregnet. Seit Ngambe war kein Tropfen Regen mehr gefallen, dafür war die Luft von Tag zu Tag dunstiger und staubiger geworden. Das Ngutte-Gebirge, das Ziel unseres Marsches nach Süden, dessen kühne Formen wir so oft aus der Ferne, vom Fuß und von den Höhen der Ndomme, bewundert hatten, war von Ditam aus gar nicht zu sehen, der nahe gelegene Jessom hob sich nur ab und an in ganz schwachen Umrissen am Osthorizont ab. Nur ein einziges Mal haben wir an einem der nächsten Wandertage Ngutte-Berge und Jessom gleichzeitig gesehen. Auch die Ndomme haben wir in dieser beginnenden Trockenzeit nicht zu Gesicht bekommen. Es war wie im vergangenen Februar oben in Nord-Tikar; wir konnten bei der diesigen Luft oft tagelang nicht photographieren.

In Ditam hatte uns niemand brauchbare Auskunft über die Ngutte-Berge geben können; nicht einmal über den Namen waren sich die Leute einig. An den Bergen lebt ein anderer Volksstamm, weder Tikar noch Wute; was gingen also diese Menschen sie an? Der auf den Karten gebräuchliche Name Ngutte-Gebirge stieß überall nur auf Lachen. Er war ein bloßer Notbehelf des Weißen, der dort den alten Ngutte lange vergeblich gesucht und endlich gefangen hatte. In Linde war der Gebirgsstock von Dukan und seinen Leuten ganz allgemein Jangba-Berge genannt worden, das Volk, das an seinen Hängen wohnt, Mendjanti oder auch nur Njanti. Njanti-Leute haben wir auch gleich auf dem ersten Marsch nach Südosten getroffen. Aber nicht allein die sitzen hier am Gebirge, es hat auch einer ganzen Reihe anderer Stämme als Rückzugsgebiet gedient; sie alle haben sich von den verschiedensten Seiten auf die unzugänglichen Felshöhen geflüchtet, als die große Welle der Wute über das Land hereinbrach. So bildet die Völkerkarte hier auch heute noch ein buntes Mosaik, trotzdem die meisten vom Gebirge wieder in die Ebene hinabgestiegen sind. Irgend ein System in dies bunte Völkergemisch zu bringen, ist fast unmöglich, so toll sind sie alle, die Njanti, Bati, Fuk, Balom, Jandjom im Verlauf von fünf Jahrzehnten hier in der Südwestecke des Ost-Mbamlandes durch einander gewirbelt worden; und zwischen ihnen sitzen auch heute noch in kleinen, aber streng abgeschlossenen Kolonien Wute, ihre früheren Zwingherren. All die in sich so verschiedenen Völker und Stämme eint der gleiche, noch immer ungekühlte Haß gegen den ehemaligen Unterdrücker. Wie der Deutsche den Tikar vom Fulbejoch befreite, so ist er auch für sie der Befreier von dem vielleicht noch schwereren Joch der Wute gewesen.

Die ursprünglichen Bewohner des Gebirges sind die Njanti gewesen, die einzigen, die auch heute noch seine innere Fläche besiedelt haben. Ich schlage daher vor, das Massiv Njanti-Gebirge zu nennen und den gänzlich ungerechtfertigten Namen Ngutte-Gebirge aus der Kamerun-Literatur und den Karten auszumerzen. Unsere Umfragen und Erkundungen über die Geschichte des Landes haben im Großen und Ganzen das bestätigt, was wir in Linde über die an und für sich ja ziemlich gleichgültige Frage nach dem Ngaundere II erfahren hatten.

Zwischen der Landschaft Ditam und dem Njanti-Gebirge dehnt sich, immer ungefähr in derselben Meereshöhe, ein weites, flaches Land aus, dessen niedrige Wellen dichten Graswuchs tragen, aus dem sich, ähnlich wie in Tikar, die kleinen krüppeligen Bäumchen erheben: die charakteristische Savanne. Hier sind aber die Galeriewälder seltener, weil fast alle Wasserläufe, die an der Nordseite des Gebirges herunterkommen, am Fuß ost- und westwärts abbiegen. Nicht weit südöstlich von Ditam durchzogen wir jedoch einen breiten, dichten Wald, den ich für den Rest einer früher größeren Waldbedeckung halte, da wir in ihm nicht einen einzigen Wasserlauf fanden. Wo aber reichlich Wasser vorhanden war, wie beim Dorfe Kenna, da standen in den feuchteren Galeriewäldern und an den Hängen der oft tief eingeschnittenen Bachschluchten Ölpalmen in Hülle und Fülle. Haben sie die Leute von Ditam, deren Macht bis hierher reicht, in diesem äußersten Vorposten des Tikarlandes angepflanzt, oder sind sie Reste einst großer Bestände, die die Wute auch hier vernichtet haben, wie überall, wo sie hingekommen sind? Diese kulturfeindliche Tätigkeit der Wute habe ich ja früher[1] schon charakterisiert. Wo heute noch Ölpalmen im Ost-Mbamland vorkommen, hat der Wute sicher nie festen Fuß gefaßt.

Südlich von dieser letzten Ölpalmeninsel beherrscht plötzlich die Borassus-Palme die Landschaft [Tafel 47, Abb. 1], in einem schmalen Streifen, der sich am Nordfuß der Njanti-Berge hinzieht weit nach Westen über den Mbam bis ins südliche Bamum. Mir ist dies vereinzelte Vorkommen des für die Adamaua-Steppe von Tibati charakteristischen Baumes noch ganz unverständlich. Daß sie etwa angepflanzt wird, glaube ich nicht, denn nirgends sahen oder hörten wir, daß die Leute die eßbaren Früchte ausnutzen. Besonders merkwürdig war das oft geradezu massenhafte Auftreten junger und jüngster Bäumchen mitten in der Savanne oder auf aufgelassenen Äckern; sehr häufig sah man im Gras nur die riesige, gespreizte Fläche eines einzigen Blattes, das auf ganz kurzem Stiel direkt aus dem Boden sprießt. Die großen, ausgewachsenen Bäume aber haben schlanke, gerade Stämme von 20—30 m Höhe, die etwas oberhalb der Mitte die charakteristische spindelförmige Verdickung zeigen und eine runde Krone aus vielen der riesigen Blattfächer tragen. An mehr als einem Stamm hingen aus der Krone heraus die mächtigen, orangefarbenen Fruchttrauben.

Die Nordseite des Njanti-Gebirges läßt sich gar nicht denken ohne die prachtvolle Staffage dieser Riesenpalmen. Links und rechts erheben sich steil und unvermittelt aus dem flachen Land ringsum in der gewaltigen Gebirgsmauer

[1] Vergl. S. 79.

die beiden Ecktürme des Jangba und des Jandjom. Unser Standpunkt war dem Jangba näher; in der Abendsonne glänzten die Riesenwände dieses spitzen Felsberges, den in seinen unteren Teilen dichter Wald umzieht [Tafel 47, Abb. 2].

Nach Westen dehnt sich in halber Gipfelhöhe bis zum fernen Jandjom die breite, innere Hochfläche des Gebirges, über der ein Kranz spitzer Zacken und runder Kuppen aufsteigt; mauerartig steil fällt sie ab, in ihrer Mitte öffnet sich gegen Nordwesten ein breites Tal, durch das ein großer Teil der inneren Gebirgsfläche zum Mbam entwässert wird. Auch hier senkt sich, wie bei andern vorher beobachteten Inselbergen, das Vorland zum Gebirge. Jetzt wurde uns auch klar, warum die Savanne zwischen Ditam und der Nordseite der Berge so wasserarm ist: alle Gewässer fließen den beiden Häuptbächen zu, die in der Senke nach Osten und Westen ausbiegen.

Vom Dorf Jangba, unmittelbar am Fuß des gleichnamigen Berges, erzwangen wir gegen den Willen der Dorfbewohner eine Besteigung des kühn gebauten Felskegels [Tafel 48, Abb. 1]. Beim Aufbruch am frühen Morgen lag dichter Nebel in großen, grauen Schwaden über der ganzen Ebene, ein Nebelkranz hing um den Berg und versperrte jeden Blick auf seine Spitze. Steil ging es in dichtem Wald hinauf, anfangs auf leidlich gutem Weg, bis zu den Trümmern einer alten Siedelung, die auf dem Sockel in etwa 1000 m Meereshöhe gelegen war. Wald und Berg boten genügend Schutz gegen die Wute, die vielen Ölpalmen des Hanges werden noch heute genutzt.

Als wir aus dem Wald heraustraten, ragte plötzlich über uns die steile Pyramide des Jangba mit ihren fast senkrechten, 300 m hohen, kahlen Felswänden auf. Tiefe Rillen hat das Regenwasser in sie genagt, die ganze Wand ist in zahllose Säulen und Säulchen aufgelöst; wie ein ungeheurer Schrattenkegel hebt sich der Berg aus dem Waldkranz. An dieser Stelle war ein Anstieg unmöglich, aber unser Führer wußte einen andern Pfad, der in weitem Umweg erst auf die innere Hochfläche führte, dann steil aufwärts durch dichten Regenwald mit einzelnen Ölpalmen, und schließlich über Riesenblöcke zwischen kurzem Gras den Gipfel erreichte. Ein Granitwürfel bildet die höchste Spitze, die nach allen Seiten senkrecht in 6 m hohen und breiten, ganz glatten Wänden abfällt. Da hinauf zu kommen war unmöglich, wir machten am Fuß halt.

Die innere ungefähr dreieckige Hochfläche wird an der Südost- und Südwest-Seite von einem Kranz hoher Gipfel umrahmt, nordwärts aber bricht sie ohne Randerhöhung steil ab. Sie ist bereits stark zertalt. Die Rücken zwischen den tief eingeschluchteten Bachbetten sind mit dichtem, aber verhältnismäßig niedrigem Gras bedeckt, die Länge der einzelnen Halme bleibt weit zurück hinter denen der Grasfelder der Niederung. An den steilen Talwänden tritt vielfach nacktes Gestein zu Tage in großen, glattgewaschenen Schalen, stets Granit. Die Talgründe sind mit dichtem Wald erfüllt, der sich da, wo die Hauptbäche aus dem Gebirge heraustreten, an den Hängen hinunterzieht. Oben wohnt niemand, und kein Weg führt über das Gebirge, war uns unten im Dorf gesagt worden. Und nun sahen wir auf der inneren Hochfläche Felder und kleine Farmdörfer, und ein oft begangener Pfad sollte, wie jetzt unser Führer erklärte, quer über das Gebirge führen. Wir schwankten, ob wir diese



M. P. Thorbecke phot

*1. Borassus-Palme*



M. P. Thorbecke phot

*2. Njanti-Gebirge*

Hamburg: L. Friederichsen & Co.



1. Felsturm des Jangba

M. P. Thorbecke phot.



2. Der Mbam bei Ngakua

M. P. Thorbecke phot.

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

Gelegenheit ausnutzen sollten, entschieden uns aber dann für eine vollständige Umwanderung und Besteigung der beiden andern höchsten Gipfel, des Jakunga und Jandjom. Diese Hochgipfel des Njanti-Gebirges sind im Gegensatz zu allen andern von uns bestiegenen Bergen in ihren obersten Teilen vollkommen nackter Fels, der längs der Kluftrichtungen verwittert. In den Klüften wachsen einzelne von Grund auf verzweigte Bäumchen, deren Äste sich breit auf den Fels legen, Moose und Flechten sind viel seltener als auf den Höhen der Ndomme und des Njua. Der Jangba-Gipfel hatte uns bei den Wanderungen am Fuß und über die Höhen der Ndomme stets als Peilmarke gedient, um so mehr bedauerten wir, jetzt nicht von ihm aus Peilungen auf den Ndommerand machen zu können.

Wir sind nicht die ersten Weißen gewesen, die das Gebirge besucht haben. Im April 1901 weilte die Jaunde-Jabassi-Expedition des Hauptmanns v. Schimmelpfennig am Jangba, beim Wute-Häuptling Giong, der damals in dem von ihm unterworfenen Dorf Jangba saß. Wo das Dorf des Giong damals gelegen hatte, ob an der Stelle des heutigen Jangba oder oben bei den Trümmern auf dem Gebirgssockel, konnten wir nicht mehr feststellen. Oskar Zimmermann berichtet[1] von der Besteigung eines hohen Berges; wenn er aber sagt, „daß Jangwa mit dem von Premierleutnant Morgen 1890 erstürmten Ngaunderre II identisch ist", so irrt er. „Ngaunderre II", oder wie es wirklich hieß, Ngandelle, lag wohl auf der Fläche desselben Gebirges, aber viel weiter südlich, an einer Stelle, die wir später vom Jakunga aus deutlich sahen. Ob der Stabsarzt Hoesemann auf dem Gipfel des Jangba gewesen ist, seine Höhe bestimmt und von ihm aus gepeilt hat, ist weder aus Zimmermanns Bericht noch aus der 1903 erschienenen Karte des mittleren Teils von Kamerun zu ersehen.

Bei den folgenden Wanderungen war Ndenge, der Häuptling der Bati von Goro unser Führer. Bati wohnen überall auf dieser Seite des Gebirges; sie sind identisch mit den von Dominik zuerst so genannten „Sanaga", deren Hauptsitze auf beiden Ufern des großen Stroms liegen. Hier im Machtbereich der Wute haben sie ihre heimische Bau- und Siedelungsform, die dem Jaunde-Weiler ähnelt, völlig aufgegeben; Kegeldachhütte und Haufendorf kommen allein vor. Ob die Bati Bantu- oder Sudan-Neger sind, kann erst die vergleichende Untersuchung unsrer Sprachenproben ergeben. Auf keinen Fall hängen die Bati mit Tibati zusammen, so ähnlich die Namen auch klingen mögen.

Von Jangba zogen wir über Lunda, die einzige Fuk-Siedelung, um das Gebirge und kamen nach Wanda am Fuß des Jakunga. Wir überschritten dabei den Goro, der, aus dem Innern des Gebirges kommend, den Südostrand durchbricht und mehrere Kilometer in breitem, tief eingegrabenem Bett am Gebirgsfuß entlang fließt. Am Gebirge lagen große Maisfarmen und gut gepflegte Ölpalmen-Wälder um ein kleines Bati-Dorf. Von einem frei liegenden Vorhügel war der ganze Gebirgsrand zu übersehen, von der die innere Fläche umrahmenden Kette die Gipfel Jakenge, Jandenge, Jakunga und Wanda. Der Jakunga, den wir von Wanda aus bestiegen, ist etwas niedriger als der Jangba. In dem

[1] Oskar Zimmermann. Durch Busch und Steppe. Berlin 1909. S. 144.

nebeligen Morgen verlor der Führer vollkommen die Orientierung und schleppte uns auf mehrere Vorgipfel, von denen wir jedes Mal wieder tief hinunter mußten, ehe wir endlich auf den höchsten kamen. Überraschend war trotzdem die gute Geländeauffassung der Eingeborenen, die uns zuerst auf eine vorspringende Felsenkanzel des Gebirgssockels führten und dort erklärten, jetzt ständen wir auf dem „großen Berg“, was noch käme, wären nur „kleine Berge“. Sie unterschieden also deutlich den breit hingelagerten Gebirgssockel in etwa 1000 m Meereshöhe und die darauf aufsitzenden Gipfelberge, die noch mehrere hundert Meter höher sind.

Stundenlang kletterten wir die steilen Hänge empor, der sehr lockere Humusboden im Wald rutschte unter den Füßen weg, auf den glatten Graswänden kam man immer wieder ins Gleiten, und das letzte Stück war ein Klimmen von Fels zu Fels bis auf den Gipfelturm, der in fast senkrechter Wand etwa 700 m über der Ebene steht. Aber die Nebel waren noch nicht gewichen; schwer lagen sie rings über der Ebene, verhüllten zeitweise den ganzen Sockel und brandeten ab und an in dicken Schwaden zu uns herauf. Schließlich siegte doch die Mittagssonne, aber wir mußten uns mit der Arbeit sehr beeilen; denn der Rückmarsch war weit, der uns auf neuem Weg über ein breites Tal in der Sockelfläche und durch ölpalmenreiche Wälder führte. Wir konnten das alte Dorf des Ngandelle festlegen, dessen Wallgraben noch deutlich zu sehen war, also an einer ganz andern Stelle als Zimmermann angibt. In den dichten Wäldern am Fuß des Jakunga hatte der alte Ngutte seine letzte Zufluchtstätte gefunden; ihre Ölpalmen boten ihm und seinen wenigen Getreuen eine willkommene Zukost zum Fufu, das ihm die kleinen Farmdörfer des Gebirges liefern mußten.

Auch vom Jakunga aus sahen wir in der Richtung auf den Jandjom ein Dorf zwischen Farmen liegen, und einer unsrer Führer erbot sich, in anderthalb Tagen über das Gebirge zu laufen und dem Häuptling Njansa, dem einzigen, der am Jandjom Bescheid weiß, unsre baldige Ankunft zu melden.

Die Bewohner eines kleinen Farmdorfes am Fuß des Jakunga baten uns, für sie ein Wort bei der Station Joko einzulegen: sie wollten an ihrem heutigen Wohnplatz bleiben und nicht vom Gebirge hinunter, weit weg an die Straße, ins Gebiet eines Wute-Häuptlings ziehen. Der größte Teil der Dorfleute war bereits durch einen Soldaten fortgeholt worden, die andern durften vorläufig oben bleiben, um die Reife des Mais abzuwarten; dann sollten auch sie nachkommen. Sie würden des ganzen Nutzens ihrer Ölpalmen verlustig gehen, die dauernder Beaufsichtigung und Reinigung der Stämme bedürfen, wenn sie ertragreich bleiben sollen. Wir haben natürlich bei der Station die Bitte der Dorfleute befürwortet. Das Erlebnis bestärkte mich in der Meinung, man solle nicht die Methoden, die sich bei der Eingeborenen-Ansiedlung im Urwald bewährt haben, ohne weiteres im Grasland anwenden. Jede Verpflanzung von Dörfern dürfte im Grasland erst nach genauer Untersuchung der örtlichen Verhältnisse durch einen Weißen geschehen; nie sollten so wichtige Angelegenheiten dem Ermessen von schwarzen Soldaten oder Stationsboten überlassen bleiben.

Beim Marsch ums Gebirge kamen wir ganz langsam in immer geringere Meereshöhe; die Tage waren schwül, und die Nächte brachten nicht mehr die

gewohnte Abkühlung, in Gonang, dem südlichsten Punkt unsrer Reise im Ost-Mbamland, sank das Minimum nicht mehr unter 21°.

Wir waren in ein niedriges Hügelland eingetreten, in dem der Pfad fortwährend auf und ab führte, durch große, oft auffallend üppige Wälder. Diese ausgedehnten Urwälder haben den Charakter des reinen Galeriewaldes längst verloren. Stundenbreit ziehen sie sich über welliges Gelände hin, in ihnen wachsen all die Riesenbäume des westlichen Tikar und der Küste. Undurchdringlich erscheint das Gestrüpp des in sich oft förmlich verfilzten Unterholzes, unentwirrbar das Lianengewebe zwischen den Bäumen, armdick oft winden sich die Schlinggewächse zwischen den Stämmen dahin wie Riesenschlangen, unter ihnen viele Gummi-Lianen, wohl Landophia-Arten, die der Eingeborene auf den ersten Blick sicher als solche erkennt. Am erstaunlichsten ist der Ölpalmenreichtum dieser Wälder, deren sekundärer Charakter auch bewiesen wird durch zahlreiche Schirmbäume, aber einer anderen Art als an der Küste, mit stark verzweigtem Stamm und endständigen, riesigen Blattrosetten. Überall lärmten große Scharen Graupapageien, die mit der Ölpalme fast wie in Symbiose leben. In allen Gebieten, in denen Ölpalmen versprengt, aber noch Bestände bildend auftreten, habe ich dieselbe Erfahrung gemacht; sieht man Graupapageien ziehen, so kann man mit Sicherheit auch in sonst ölpalmenarmen Gebieten auf das Vorkommen von Ölpalmen schließen. Die Feuchtigkeit und der Reichtum an fließendem Wasser ist in diesen Waldungen nördlich von Gonang sehr groß. Manche Waldstrecke steckt tief im Sumpf, große Raphiabestände haben sich darin entwickelt. Im West-Mbamland ziehen die Raphia-Sümpfe in schmalen Linien durch das Gras der Savanne, hier stehen mitten im dichtesten Dickicht hohe Palmenstauden in Haufen beisammen, mit großen, bis zu 10 m langen Wedeln. Ihre Blattrippen werden ganz besonders dick, die für die westlichen Grashochländer charakteristische dünnrippige Raphia habe ich im Ost-Mbamland nirgends gesehen.

An trockneren Stellen trifft man mitten im Wald Wiesen, auf denen sich vereinzelte Borassus-Palmen erheben, die aber hier im Südwesten der Njanti viel weniger charakteristisch für das Vegetationsbild sind.

Am 8. Dezember waren wir in Djinga, dem größten Dorf der Balom. Die Balom sind nahe Verwandte der Bafia, die auf dem andern Mbamufer wohnen: sie sprechen, nach ihrer eigenen Aussage, dieselbe Sprache. Wir waren jetzt wieder ganz nahe an den Mbam gekommen, man hörte das Rauschen seiner Stromschnellen.

Erst aber ging es noch einmal ins Gebirge; wir wollten seinen höchsten Gipfel, den Jandjom, bezwingen und auch von Westen einen Überblick über die innere Hochfläche gewinnen. Diese letzten Tage im Arbeitsgebiet haben uns die größte Überraschung und eine wirkliche Entdeckung gebracht: wir fanden Zwerge. Wir hatten keine Ahnung von ihrem Vorkommen; auch unser Führer Ndenge, der doch sonst seine Heimat gut kennt, wußte nichts davon. Ein reiner Zufall brachte uns auf ihre Spur. Hier, mitten im Grashochland von Kamerun nach Pygmäen zu fragen, wäre uns nie in den Sinn gekommen; galt es doch bisher als feststehende Tatsache, daß diese letzten Reste einer afrikanischen Urbevölkerung nur in den undurchdringlichen Urwäldern des

Kongo-Beckens und den mit ihnen zusammenhängenden Waldländern Süd-Kameruns vorkämen. Daß die Pygmäen auch in West-Afrika schroffe, schwer zugängliche Gebirge im Grashochland als Rückzugsgebiet aufsuchen, widersprach allen Annahmen und Kenntnissen[1].

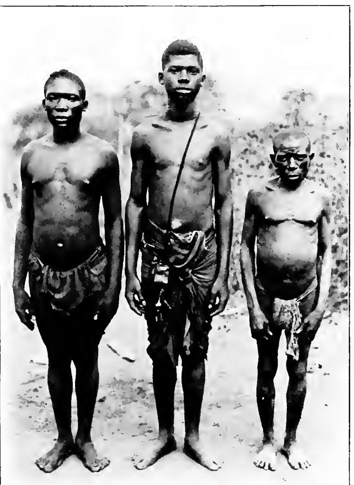
Als wir im Dorf Djinga die Absicht äußerten, den Jandjom, den höchsten Gipfel der Njanti-Berge, zu besteigen, ließ uns der Häuptling durch Ndenge sagen, da oben am Berg wohnten Zwerge, nicht verkrüppelte Menschen, sondern kleine Leute ["short people"], die früher oben auf und an den Gipfeln in Höhlen gehaust hätten, jetzt aber von den umwohnenden Häuptlingen, denen die Berge gehören, herunter geholt und in eigenen Farmdörfern angesiedelt seien; wir würden morgen in ihrem Dorf lagern.

Wir trauten unsern Ohren nicht; aber unsre Erwartung war doch aufs höchste gespannt, als wir am nächsten Morgen, nach langem Marsch durch ein reich angebautes, gut bevölkertes Land an den Fuß des Gebirgssockels kamen. Die kleinen Leute sollten in dem Dörfchen wohnen, das auf dem unteren sanften Anstieg inmitten schöner Farmen liegt. Der Häuptling Njansa, der uns mit viel Volk die Hälfte des Weges entgegen gekommen war, brachte auf unser Verlangen sofort die ganze Zwergenschar an, wirkliche, echte Pygmäen, nicht etwa zwerghafte Krüppel. Beeinflußt durch den Eindruck, den bei uns in Europa solch unglückliche Geschöpfe auf Schaustellungen machen, waren wir auf den Anblick abstoßender, winziger, nackter Gestalten gefaßt. Um so mehr waren wir überrascht: wir fanden wohl sehr kleine, aber durchaus nicht abnorm häßliche Menschen; aus der Ferne gesehen, fielen sie überhaupt nicht auf, wenn sie nicht gerade neben unsern langen Trägern standen [Tafel 49, Abb. 1].

In der Nähe und neben großen Negern wiesen sie allerdings die charakteristischen Merkmale einer Pygmäen-Rasse deutlich auf. Der runde Kopf saß auf verhältnismäßig großem Oberkörper, an dem kurze, aber sehnige Arme herunterhingen, mit kleinen Händen. Die Beine waren gleichfalls kurz und schienen für den schweren Oberkörper viel zu schwach, ein Eindruck, der durch die ebenfalls kurzen Füße entschieden verstärkt wurde. Wir zeichneten Hände und Füße im Umriß auf, es waren unglaublich kleine Gebilde, selbst im Verhältnis zum kurzen Körper. Maß doch der größte Mann nicht mehr als 151 cm, der kleinste sogar nur 140,5 cm; dazwischen lagen die Maße der drei andern Männer: 149,4 cm, 145,6 cm, 143,0 cm. Die Frauen waren ebenso groß wie die Männer, maßen aber nicht wie bei den Zwergvölkern Süd-Kameruns noch unter 140 cm. Mit der schmutzig-graubraunen Hautfarbe und der geringen Bekleidung, die nicht über eine Hüftschnur und ein ganz kleines Lendentuch hinausging, machten die Gestalten der Zwerge einen recht kümmerlichen Eindruck, wenn sie mit vornüber geneigten Schultern und ernsten, fast schwermütigen Gesichtern vor uns standen; sie waren sich völlig bewußt, daß sie die Zielscheibe des Spotts der großen Leute waren.

Fast alle waren gesund und sehnig, wie ich bei der Besteigung des Jandjom, auf der sie mich führten, beobachten konnte. Einer von ihnen hat nachher

[1] Vergl. Thorbecke. Eine neue Zwergrasse. Deutsche Kol.-Ztg. 1913. Nr. 11.



*M. P. Thorbecke phot.*

*1. Pygmäe neben Tikarleuten*



*M. P. Thorbecke phot*

*2. Pygmäen-Familie*

*Hamburg: L. Friederichsen & Co.*



M. P. Thorbecke phot.

Bogen spannender Zwerg

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

tagelang Trägerdienste bei uns getan und seine Last, allerdings nur 20 kg, leicht und sicher getragen.

Im Dorf lebten im ganzen 14 Pygmäen: 5 Männer, 3 Weiber, 6 Kinder. 2 Männer waren verheiratet, ihre noch jungen Frauen waren Schwestern, Töchter eines alten, eisgrauen Mütterchens, das sich noch sehr gut der Zeiten erinnerte, als die Zwerge hoch oben am Jandjom in den Granithöhlen hausten. Beide Ehepaare hatten Kinder [Tafel 49, Abb. 2], das ältere 3, von denen ein Mädchen schon im Heranwachsen war, das andere eines; 2 andere Kinder waren Waisen und wurden von dem jüngeren Ehepaar aufgezogen.

Heute sind die Pygmäen des Jandjom seßhafte Ackerbauer und bauen Mais, Hirse, Kartoffeln, ja sogar Baumwolle, die sie an die Balom verkaufen oder zu Schnüren verarbeiten. Früher nährten sie sich von dem, was ihnen der Wald gab, von seinen Früchten und Wurzeln; sie plünderten die Ölpalmen, die sie meisterlich erklettern, für sie ist kein Baum zu hoch. Als Jäger sind sie noch heute berühmt, Bogen und Pfeil sind ihre Waffen, der Speer ist unbekannt, den der Bagielli des Süd-Kameruner Urwalds als einzige Waffe führt. Darin besteht wohl auch einer der Hauptunterschiede zwischen den Berg- und Wald-Zwergen. Ihre großen, starken Bogen und holzgeschnitzten Pfeile handhaben sie sehr gewandt und halten die Finger beim Auflegen des Pfeils wie die südafrikanischen Buschmänner [Tafel 50]. Auch ihre Art des Bogenspannens war mir neu; sie erregte sogar bei meinen Leuten, die doch zum Teil ganz in der Nähe wohnen, lebhaftes Erstaunen.

Es ist noch gar nicht lange her, daß die großen Jandjom-Neger unter dem Vater des jetzigen Häuptlings Njansa die Zwerge im Gebirge entdeckt und als Gefangene mit in ihre Dörfer genommen haben. Da sie jetzt unten ihre Kinder geboren hätten, liefen sie nicht mehr davon, sagten die Njansa-Leute, und die Tatsachen gaben ihnen recht. Aus der Zeit, als die Zwerge noch so innig mit der Natur zusammen lebten, haben sie die Kenntnis von allerlei heilkräftigen Wurzeln und Kräutern des Waldes hinübergerettet in ihr heutiges, seßhaftes Leben; sie bewahren sie als ihr Geheimnis im instinktiven Bewußtsein der Macht, die es ihnen über die langen Nachbarn verleiht. Sie werden häufig um heilkräftige Medizin und um allerhand mystische Zaubermittel angegangen; nur mit einem Gemisch von Scheu und Spott reden dann die Langen von den kurzen Leuten.

Ob die Pygmäen noch ihre eigene Sprache sprechen, konnten wir leider nicht sicher feststellen; nach den Erfahrungen in Süd-Kamerun ist es wahrscheinlich. Die Zwerge selber leugneten es bestimmt und behaupteten, daß sie früher eine eigene Sprache gesprochen, sie aber jetzt ganz vergessen hätten. Sie sprachen das Jandjom, einen Dialekt des Balom. Aber Balom und Bati sagten übereinstimmend aus, daß sie noch heute bei ihren heimlichen Totenklagen eine eigene Sprache sprächen, die weder Balom noch Bati verständen. Ihre Toten schleppen die Pygmäen auf den höchsten Gipfel des Jandjom und werfen sie in einen tiefen Abgrund hinein, der, wie ich bei der Besteigung feststellte, vollkommen unzugänglich ist. So war natürlich kein Schädel zu erhalten, wir mochten bieten soviel wir wollten.

Auch andere Häuptlinge am Njanti-Gebirge, so der von Kenna, sollen Zwerge besitzen, wir konnten aber diese Spuren aus Zeitmangel nicht weiter verfolgen. Und jetzt kamen auch unsre schlauen Tikarjungen aus Ngambe damit heraus, daß ganz in der Nähe ihrer Stadt, im Kim-Wald zwischen Ngambe und Jakong, short people in festen Häusern wohnen und Ackerbau treiben, wohl 80 an der Zahl. Aber warum habt Ihr uns das nicht längst gesagt, wir sind doch drei Mal in Ngambe gewesen?! Du hast uns ja nicht danach gefragt, war die bezeichnende Antwort. Wer konnte auch im Tikarland Zwerge vermuten, wo selbst die Missionare, die schon fast drei Jahre in Ngambe leben, nichts davon wußten. Diese Ngambe-Zwerge sollen früher am Njua in den Urwäldern des Nje gehaust haben; nachts hätten sie sich mit Blättern zugedeckt. Für uns war es jetzt leider zu spät geworden, dem Problem der Graslandzwerge weiter nachzugehen.

Noch von Bamum aus habe ich den Missionar Reimer in Ngambe gebeten, nach den dortigen Zwergen zu forschen. Seine Antwort, die photographischen Aufnahmen und Längenmaße lassen mich aber vermuten, daß es sich hier nicht mehr um reine Pygmäen sondern um Mischlinge handelt, wahrscheinlich zwischen Zwergen und Tikarleuten. Auch sie sprechen nur Tikar, aber sie werden von den Tikar als Fremde betrachtet und Medzan genannt. Reste einer eigenen Sprache konnte auch der Missionar, der fließend Tikar spricht, nicht feststellen. Diese Medzan sollen früher auch eine Zeit lang in den Höhlen der Ndommeberge gewohnt haben. Sie ähneln entschieden den half and half, den Mischlingen zwischen Jandjom-Zwergen und Bati-Leuten, die heute im Gebiet der Bati in einem Dorf des Ndenge für sich wohnen und sich streng von den Langen wie von den Kurzen absondern.

Während meine Frau im Dorf blieb, um weitere Aufnahmen der Pygmäen zu machen, brach ich am 10. Dezember in aller Morgenfrühe zum Jandjom auf. Der größte und kräftigste der Zwerge war mein Führer; er kannte sein heimatliches Gebirge genau, er wußte jeden Wildpfad, jeden Schleichweg. Bewundernswert war seine Geschicklichkeit im Erklettern steiler Felsen. Hätte es noch eines Beweises bedurft, daß wir es nicht mit Krüppeln zu tun hatten, hier war er erbracht.

Nach langem, ermüdendem Anstieg erreichte ich endlich über glatte Grashänge und Felsen, durch oft sehr unwegsamen Wald die Sockelhöhe. Fast senkrecht stieg aus ihr die gewaltige Felsmasse des Jandjom empor. Er steht aber nicht, wie die andern hohen Gipfel der Ostseite, am Außenrand der Sockelfläche, seine Wände bilden nicht, wie beim Jangba und Jakunga die unmittelbare Fortsetzung ihrer Hänge. Wie das ganze Njanti-Gebirge als ein großer Inselberg aus der Ebene des Ost-Mbamlandes aufsteigt, so steht der Jandjom auf der Sockelfläche, in ihrem wogenden Grasmeer wie eine Insel. Den Fuß des Berges umzieht dichter Wald, aber nur an der Südostseite steigt er an den Hängen hoch empor und bedeckt hier selbst den höchsten, zerklüfteten Gipfel. Die senkrechten, fast überhängenden Nordwände sind ebenso kahl und glatt wie die des Jangba. Sie hatten schon aus weiter Ferne einen gewaltigen Eindruck auf uns gemacht.

Ich mußte ein gutes Stück der Fläche durchwandern, bis ich an den Fuß des Berges selbst kam. Hier und am untersten Teil seines Hanges zeugen aufgelassene Farmen und Haustrümmer zwischen Bananengruppen von Besiedelung und Bewirtschaftung vor gar nicht langer Zeit; hier hatten früher die Leute des Njansa gesessen, in den Wute-Kriegen waren sie über den Mbam geflohen und hatten sich nach Herstellung des Friedens unter dem Schutz der deutschen Herrschaft viel weiter unten, in der Ebene am Fuß des Gebirges angesiedelt. Am Gebirge selbst sitzen jetzt nur die ihnen untertanen Zwerge.

Steil ging es in dichtem Wald bergan, wir kamen nur Schritt für Schritt vorwärts. Plötzlich blieben wir wie gebannt stehen: ein gewaltiges Knacken und heftiges Rauschen in der Schlucht neben uns, dann ein Brechen und Stampfen, wie wenn eine große Viehherde im Galopp davonrast. Zu sehen war weit und breit gar nichts, aber der Führer sagte, es sei eine der zahlreichen Büffelherden gewesen, die im Bergwald vor der Tageshitze Schutz suchten. Ich hätte nie gedacht, daß diese so schwerfällig aussehenden Tiere der offenen Steppe aufs steile, unzugängliche Waldgebirge hinaufsteigen könnten. Die Büffel hatten hier oben wohl nicht allein Schutz vor den sengenden Strahlen der Sonne gesucht, der einsame Bergwald bot ihnen auch Zuflucht vor den Nachstellungen der Menschen, die jetzt nur noch selten hier heraufkommen.

Der Wald des Jandjom schien auch noch anderm, seltnerem Getier eine Zufluchtstätte zu bieten. In dem Felsenmeer zwischen den Türmen des höchsten Gipfels fand ich im Dickicht auf niedrigen Bäumen große nestartige Gebilde, Affennester, wie die Eingeborenen sagten des großen, bösen Affen. Haben sich hier Schimpansen ihre Schlafstätte gebaut? Oder kommt hier oben im unzugänglichen Gebirge neben dem Zwerg auch der andere charakteristische Bewohner des Süd-Kameruner Urwalds, der Gorilla, vor? Nach der Aussage der Njansa-Leute sind diese Affen riesengroß; wer aber will der Aussage von Negern unbedingt Glauben schenken? Übertreiben sie doch alle. Auf dem Njua und den andern Inselbergen Nord-Tikars ist das Vorkommen von Schimpansen ziemlich einwandfrei festgestellt; daß aber diese Affen unter Menschengröße blieben, erzählten uns auch die Tikar.

Stundenlang ging es immer im dichten Wald aufwärts; plötzlich war ich, ohne es recht gemerkt zu haben, oben. Ich stand auf dem höchsten Gipfel, nicht nur des Jandjom, auch des übrigen Gebirges, ja unsres gesamten Arbeitsgebiets. Das Siedethermometer zeigte, daß ich noch etwa 100 m höher stand als auf dem höchsten Gipfel des Njua, ich war mindestens 1550 m hoch.

Hunderte von Metern brach der waldige Felsturm nach drei Seiten ab, ein direktes Hinabklettern an irgendeiner Stelle wäre unmöglich gewesen, mein Führer versicherte, daß hier höchstens Affen steigen können.

Vor uns, jenseits einer gähnenden Schlucht, stieg eine Felsnadel senkrecht aus der waldigen Tiefe empor, unzugänglich für Menschenfuß, nur wenig niedriger als mein Standpunkt. Seit zwei Wochen hatten wir diese Felsnadel vor dem Gipfel des Jandjom gesehen, sie hatte mich aufs höchste gereizt, und ich war ehrlich enttäuscht, nicht zu ihr hinüber zu können. Die tiefe, steile Schlucht, die mich von ihr trennte, war der Totenplatz der Zwerge.

Auch der Jandjom besteht, wie das ganze übrige Gebirge, aus Granit. Damit ist der einheitliche Bau des Njanti-Gebirges bestätigt. Ich fasse es auf als ein großes Massiv von Inselbergcharakter, dessen aus der Ebene steil aufsteigender Sockelfläche ein Kranz meist spitzer, zackiger Gipfelberge als oberes Stockwerk aufgesetzt ist.

Am 13. Dezember kamen wir bei Ngakua an den Mbam, an die Westgrenze unsres Arbeitsgebiets [Tafel 48, Abb. 2]; wir überschritten ihn und zogen rasch, ohne unterwegs zu arbeiten, auf schlechten Pfaden, bei mangelhafter Verpflegung durch das noch fast unbekannte Süd-Bamum nach Fumban. Dort nahmen wir unsre Sammlungslasten auf und erreichten in Eilmärschen, auf der großen Straße über Dschang, am 31. Dezember 1912 Nkongsamba, den Endpunkt der Nord-Bahn, den Ausgangspunkt unsrer Reise.

# Wirtschaftliche Erschließung des Ost-Mbamlandes durch einen Bahnbau

Als Gegenleistung für die Befreiung von der Gebühr für amtliche Trägergestellung habe ich dem Gouverneur von Kamerun über die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes und die Möglichkeit eines Bahnbaus berichtet.

Vieles, das ich darin über die Oberflächengestalt des Landes und über den Lauf der Gewässer gesagt habe, ist in dieser Arbeit bereits in anderm Zusammenhang behandelt worden, ich gebe hier noch einmal alles, was die wirtschaftliche Erschließung des Ost-Mbamlandes durch einen Bahnbau in der Richtung auf Tibati berührt.

Der Gouverneur hatte die Frage gestellt, ob ich ihm für eine Trace in der Richtung Jaunde—Joko—Tibati Vorschläge machen könne. Da ich die Strecke Jaunde—Joko nur in ihrem letzten Stück vom Fui-Berg bis Joko bereist habe, so schied für mich der südlichste Teil des in Frage kommenden Gebiets aus. Ich habe es vermieden, mich über diese Strecke zu äußern, habe nur meine Bedenken geltend gemacht gegen die Schwierigkeiten, die unter allen Umständen die Sümpfe der Wute-Ebene bereiten würden.

Der Steilrand der Ndomme bietet nur an einer einzigen Stelle, da wo wir es auf neuem Weg von Ngadde aus überquert haben, einer Eisenbahntrace die Möglichkeit eines Eintritts. Aber das breite Waldtal des Djim, das sich dort öffnet, verengt sich sehr bald zu einer von Wasserfällen durchbrochenen Felsschlucht, in der es steil bergan geht. Die Schlucht mündet in einen Talkessel in halber Höhe des Anstiegs. Sie, wie die hohen Wände des Kessels dürften dem Bahnbau große Schwierigkeiten und Kosten verursachen, ebenso eine Fortsetzung der Bahn von Jakong aus in der Richtung auf Tibati über die Fläche der Ndomme, die hier durch den Kim und seine Zuflüsse in tiefen, steilwandigen Tälern stark zerschnitten wird. Dieselben Hindernisse stellen sich natürlich der Weiterführung einer Trace entgegen, die das breite Mpem-Tal benutzend im Westen den Steilhang der Ndomme umgeht. Diese Linienführung hatte ich zuerst ins Auge gefaßt und für sie ausführliche Vorschläge mit Höhenangaben gemacht. Der Marsch von Jakong bis Njua im November 1912 hat mir dann die Schwierigkeiten einer Fortsetzung dieser Trace vor Augen geführt.

Sollte die Richtung Jaunde—Joko—Tibati unter allen Umständen beibehalten werden, so muß die Bahn den steilen Gebirgsrand, auf dem Joko liegt, westlich liegen lassen und östlich vom Baschu nach Norden vordringen. Man

hätte dann zu wählen zwischen einem Weg, der das ganze Ndomme-Hochland umgeht und, stets in der Nähe des Djerem und Mao-Meng bleibend, Tibati erreicht, oder einem zweiten, der sich zuerst unmittelbar am Fuß des Hochlands hält und dann, in der Bucht des Meke-Bangere und Mere aufwärts steigend, das Hochland gewinnt, wo sich nun bis Tibati keine Schwierigkeiten mehr bieten. Aber auf beiden Wegen hätte man große Sumpfstrecken zu überwinden, der Weg am Djerem entlang ist sogar so sumpfig, daß in der Regenzeit in Tibati für diese Strecke weder Führer noch Träger zu bekommen sind, da jedermann weiß, daß man im Sumpf stecken bleibt. Und was Sumpfstrecken in Kamerun bedeuten, das lehrt uns die Geschichte der bisherigen Bahnbauten. Daß etwa die Bahn nach Überwindung aller Schwierigkeiten der Wute-Ebene bei Joko selbst die Hochfläche gewinnen könne, ist ausgeschlossen; sie müßte aus der Ebene in 600 m Meereshöhe steil hinauf auf die 1000 m von Joko und nach Tibati wieder 150 m hinunter. Auch sind die Täler nördlich von Joko besonders tief eingeschnitten.

So bin ich auf Grund meiner Beobachtungen allmählich zu der Überzeugung gekommen, daß der Süd- und Ostrand der Ndomme für die Führung einer Bahn ganz auszuscheiden hat, und daß eine Bahn von Jaunde nach Tibati ganz im Westen der Ndomme über Ngambe geführt werden müßte.

Die bisher dargelegten Tracen setzen einen Bahnbau von Jaunde aus voraus und damit einen Anschluß an die im Bau befindliche Mittelland-Bahn, die in absehbarer Zeit die Gegend von Jaunde erreichen wird.

Die Feststellung, daß der Kim erst in der Breite von Ditam in den Mbam mündet, sowie die Beobachtungen auf dem Rückmarsch durch Süd-Bamum haben in mir immer mehr den Eindruck vertieft, daß eine Erschließung des Ost-Mbamlandes am besten von Westen her, durch einen Weiterbau der Nord-Bahn möglich wäre.

Auf dem Marsch vom Mbam bei Ngakua nach Fumban habe ich trotz des dunstigen Wetters und der wenigen Fernblicke feststellen können, daß sich das etwa 1000 m hohe Bamum-Plateau in südlicher Richtung auf Manso und Fimbo allmählich zur 700 m hohen Mbam-Niederung senkt, die sich jenseits des Flusses über Ngambe hinaus durch ganz Tikar ungefähr im gleichen Niveau erstreckt. Die Vermessungsarbeiten der Bahnbauleitung haben Ende 1912 im Dschang-Bezirk und am Nun eine Trace für den Aufstieg vom Manenguba-Hochland aufs innere Hochland hinauf gefunden, im Batuni-Tal, in derselben Gegend, die uns schon im Dezember 1911 dazu geeignet schien. Ich glaube daher, daß hier bei Ngpa, 1—2 Tagemärsche südöstlich der Hauptstadt Fumban, die geeignete Stelle sei, die Nord-Bahn weiter über den Mbam zu bauen.

Vom Hochlandsrand könnte sie in östlicher Richtung ohne Schwierigkeiten durch Bangante über den Nun in das südliche Bamum geführt werden und damit die erfolgreich begonnenen Kulturversuche der landwirtschaftlichen Station Kuti erst wirklich wertvoll machen. Von dort würde die Bahn, ohne das zu hoch gelegene Fumban selber zu berühren, in der von mir bezeichneten Gegend von Mansso oder Fimbo in die Mbamniederung hinabsteigen. Nördlich der Einmündung des Kim, also nicht weit von Ditam, dessen günstige Lage für eine

Baumwoll-Einkaufsstelle ich dargelegt habe[1], würde die Bahn den Mbam überschreiten und damit Tikar, das reichste Land östlich des Mbam, erschließen. Auf der Wasserscheide zwischen Kim und Mbam könnte sie über Ngambe nach Tibati weiter geführt werden, ohne irgend welche erheblichen Steigungen auf dieser langen Strecke überwinden zu müssen.

Da sich nach der Meinung der Ingenieure die Trace ohne übergroße Kosten auf das Innerhochland hinauf führen läßt, bin ich der Ansicht, daß die von mir bereisten Gebiete besser und rascher von der Nord-Bahn als von der Mittelland-Bahn her erschlossen werden können. Welche Vorteile ein Anschluß der Baumwolle bauenden Tikarländer und des viehreichen Tibati an die Küste für die Entwicklung der ganzen Kolonie bringen würde, liegt auf der Hand. Denn ohne rasche und billige Verbindung mit der Küste nützen alle Kulturversuche mit Baumwolle so wenig etwas wie aller Viehreichtum der Fullah-Länder.

[1] Vergl. S. 86.

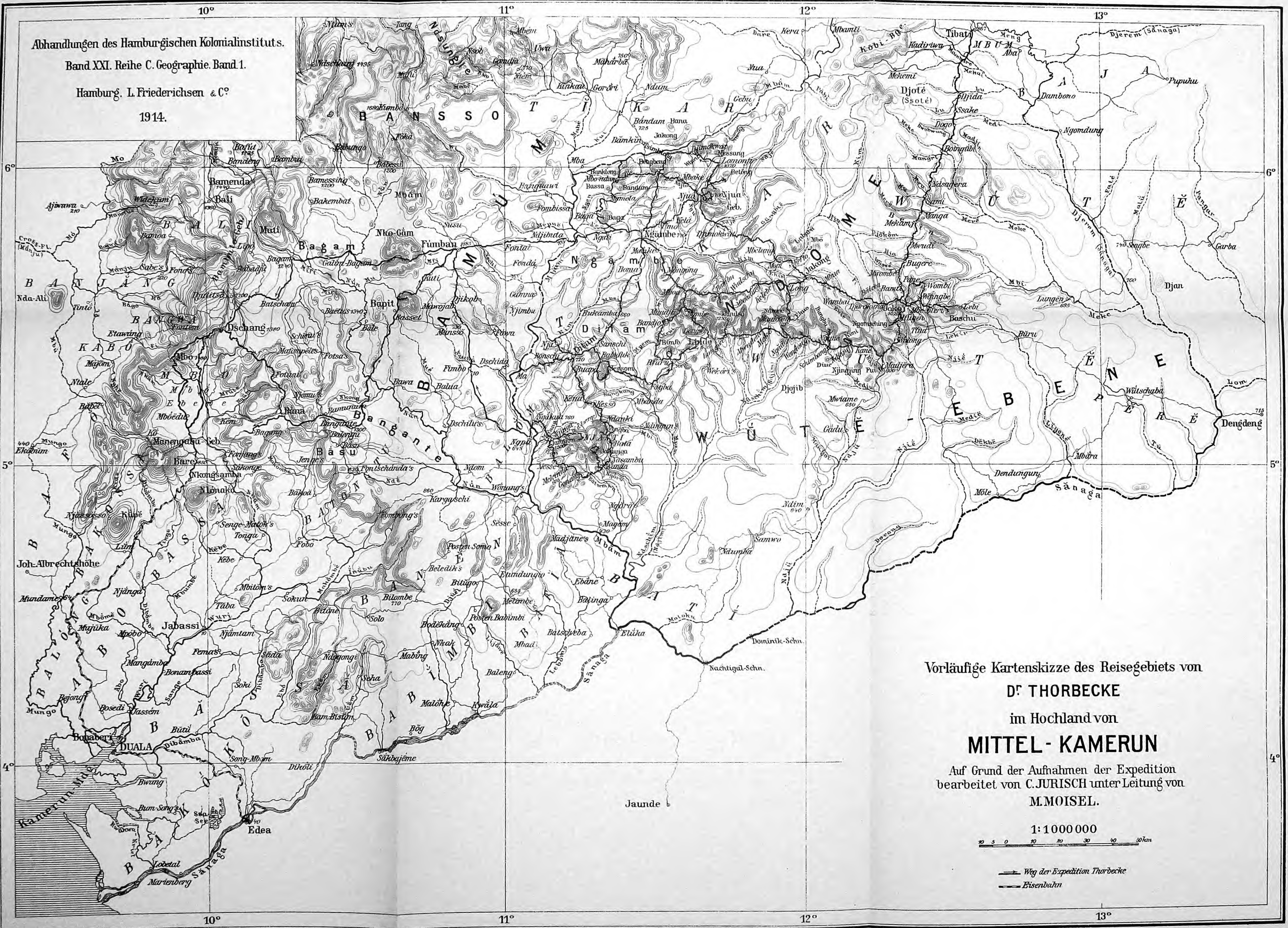
# Statistische Angaben über die Arbeiten und Sammlungen der Expedition[1]

Die Expedition war vom Abmarsch von Nkongsamba bis zur Rückkehr dahin 13 ½ Monate unterwegs. Auf die Bahnfahrt von 160 km [Duala-Nkongsamba] folgte eine nicht aufgenommene Anmarschstrecke von etwa 360 km, deren Weglänge bei der Rückkehr Ende 1912 noch einmal durchmessen wurde, dazu Dr. Waibels Weg zur Küste über Jaunde nach Kribi von mindestens 500 km. Im Arbeitsgebiet sind über 1200 km topographisch aufgenommen, weitere 5—600 km auf denselben Routen nur marschiert. Jeder von der Expedition im Ost-Mbamland überhaupt zurückgelegte Weg ist topographiert worden, auch da, wo schon ältere Aufnahmen vorlagen. Das ganze, schätzungsweise 12000 qkm große Gebiet ist durch sehr viele Hand- und Stativpeilungen und etwa 70 Rundpeilungen auf dem Peiltisch von Standpunkten, die durch die Route festgelegt sind, mit einem teilweise sehr dichten Netz von Peilstrahlen überzogen, die die Lage aller topographisch wichtigen Punkte bestimmen; damit ist eine Roh-Triangulation des Ost-Mbamlandes gegeben, die anschließt an das nach Länge und Breite festliegende Joko und an die in ihrer geographischen Breite bestimmten Punkte Ditam, Ngambe, Tibati. Mehrere hundert Blatt Panoramazeichnungen von allen Peilpunkten und viele Landschafts-Photographien bilden die notwendige Ergänzung der topographischen Arbeiten. Etwa hundert Höhenmessungen mit Siedethermometern kontrollieren die sehr zahlreichen Ablesungen der Aneroide. Ein fortlaufendes meteorologisches Tagebuch über alle Elemente von Wetter und Klima wurde während der ganzen Reise geführt.

Die Sammlungen ergeben etwa:

1300 Gesteine und Bodenproben,
800 botanische Nummern, darunter eine Sammlung Hölzer,
300 zoologische Nummern,
6 menschliche Schädel, davon 2 mit ganzem Skelett, und Skeletteile,
50 Phonogramme von Musik- und Sprachproben,
1300 Ethnographika,
800 Photographien, die alle unterwegs entwickelt wurden,
80—90 Aquarelle, Ölgemälde und Farbenskizzen sowie viele Bleistiftzeichnungen.

[1] Vergl. Thorbecke. Der bisherige Verlauf und die Arbeiten der Forschungsreise der Deutschen Kol.-Ges. nach Kamerun. Deutsche Kol.-Ztg. 1912. Nr. 45 u. 46.



Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts.
Band XXI. Reihe C. Geographie. Band 1.
Hamburg. L. Friederichsen & Co
1914.
Vorläufige Kartenskizze des Reisegebiets von
Dr. THORBECKE
im Hochland von
MITTEL-KAMERUN
Auf Grund der Aufnahmen der Expedition
bearbeitet von C. JURISCH unter Leitung von
M. MOISEL.
1:1000000
10 5 0 10 20 30 40 50 km
Weg der Expedition Thorbecke
Eisenbahn
10°
11°
12°
13°
6°
5°
4°
BANSSO
TIKAR
BAMUM
BALI
BANGWA
BANGANTE
WUTE - EBENE
MBUM
Bamenda
Bagam
Fumban
Dschang
Nkongsamba
Jabassi
Bonaberi
DUALA
Edea
Jaunde
Marienberg
Lobetal
Kamerun-Mdg.
Joh.-Albrechtshöhe
Mundame
Mungo
Sanaga
Mbam
Djerem
Tibati
Ngambe
Dendeng
Nachtigal-Schn.
Dominik-Schn.

# Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts.

## Reihe A. Rechts- und Staatswissenschaften.

**Band 1 (Band V der gesamten Abhandlungen).**
Hans Gmelin, Privatdozent Dr., Die Verfassungsentwicklung von Algerien. **Mit einem Anhang: Gesetzestexte und Entwürfe.** Gr. 8⁰. XXXIX u. 453 u. IV u. 115 Seiten mit 1 Karte im Text. 1911. Preis: broschiert M. 20.—.

**Band 2 (Band XII der gesamten Abhandlungen).**
Joachim Heinrich Lücke, Bevölkerung und Aufenthaltsrecht in den Deutschen Schutzgebieten Afrikas. Gr. 8⁰. 59 S. 1912. Preis broschiert M. 2.—.

**Band 3 (Band XV der gesamten Abhandlungen).**
Ewald Lüders, Dr., Das Jagdrecht der deutschen Schutzgebiete. Gr. 8⁰. X u. 63 S. 1913. Preis M. 2.50.

**Band 4 (Band XVIII der gesamten Abhandlungen).**
Martin Schlunk, Missions-Inspektor, Die Schulen für Eingeborene in den deutschen Schutzgebieten. Gr. 8⁰. XVI u. 365 S. mit 1 Taf. 1914. M. 12.— geb. M. 14.—.

## Reihe B. Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen.

**Band 1 (Band I der gesamten Abhandlungen).**
Franz Stuhlmann, Dr., Handwerk und Industrie in Ostafrika. **Kulturgeschichtliche Betrachtungen. Nebst einem Anhang: R. Stern, Die Gewinnung des Eisens bei den 'Nyamwesi.** Gr. 8⁰. XIV u. 163 S. mit 77 Abbildungen, 4 Kärtchen im Text und 2 Tafeln. 1910. Preis: broschiert M. 8.—.

**Band 2 (Band II der gesamten Abhandlungen).**
Karl Roehl, Missionar Pastor, Versuch einer systematischen Grammatik der Schambalasprache (Deutsch-Usambara). Gr. 8⁰. XVI u. 215 S. 1911. Preis: broschiert M. 12.—.

**Band 3 (Band III der gesamten Abhandlungen).**
Diedrich Westermann, Professor, Die Sudansprachen. **Eine sprachvergleichende Studie.** Gr. 8⁰. VIII u. 222 Seiten, sowie 1 Karte. 1911. Preis broschiert M. 14.—.

**Band 4 (Band VII der gesamten Abhandlungen).**
K. Endemann, Prof., Wörterbuch der Sotho-Sprache. (Süd-Afrika). Gr. 8⁰. VIII u. 727 Seiten. 1911. Preis: broschiert M. 30.—.

**Band 5 (Band VIII der gesamten Abhandlungen).**
Georg Schürle †, Missionar, Die Sprache der Basa in Kamerun. **Grammatik und Wörterbuch.** Gr. 8⁰. VIII u. 292 Seiten. 1912. Preis: brosch. M. 15.—.

**Band 6 (Band IX der gesamten Abhandlungen).**

C. Meinhof, Prof. D., Die Sprachen der Hamiten. Mit einer Beigabe: **Hamitische Typen von Prof. Dr. Felix von Luschan.** Gr. 8⁰. XVI. u. 256 Seiten mit 33 Abbildungen auf 11 Tafeln u. 1 Karte. 1912. Preis: brosch. M. 12.—, gebunden M. 14.—.

**Band 7 (Band X der gesamten Abhandlungen).**

Franz Stuhlmann, Dr., Ein kulturgeschichtlicher Ausflug in den Aures. **(Atlas von Süd-Algerien) nebst Betrachtungen über die Berber-Völker.** Gr. 8⁰. X u. 205 Seiten mit 32 Abbildungen auf 17 Tafeln, 40 Textfiguren und 2 Karten. 1912. Preis: broschiert M. 8.—, gebunden M. 10.—.

**Band 8 (Band XI der gesamten Abhandlungen).**

O. Franke, Prof. Dr., Kêng tschi tʿu, Ackerbau und Seidengewinnung in China. **Ein Kaiserliches Lehr- und Mahn-Buch.** Aus dem Chinesischen übersetzt und mit Erklärungen versehen. Gr. 4⁰, VIII u. 194 Seiten mit 57 Abbildungen und 102 Lichtdrucktafeln. 1913. Preis: broschiert M. 20.—, gebunden M. 23.00.

**Band 9 (Band XIV der gesamten Abhandlungen).**

O. Finsch, Prof. Dr., Südseearbeiten des Gewerbe- und Kunstfleißes, zugleich Tauschmittel und „Geld“ der Eingeborenen Mit 2 farbigen und 28 schwarzen Lichtdrucktafeln. 1914. M. 20.—, geb. i. Hlbfrz. M. 25.—.

**Band 10 (Band XVI der gesamten Abhandlungen).**

E. Dinkelacker, Missionar, Wörterbuch der Duala-Sprache. Gr. 8⁰ VI und 215 Seiten. 1914. M. 5.—, geb. M. 7.— .

**Band 11 (Band XVII der gesamten Abhandlungen).**

Otto Reche, Dr., Zur Ethnographie der abflußlosen Gebiete Deutsch-Ostafrikas. Gr. 8⁰ u. 130 Seiten m. 107 Abb. im Text, 21 Tafeln u. 1 Karte. 1914. M. 6.—, geb. M. 8.—.

**Band 12 (Band XX der gesamten Abhandlungen).**

T. Canaan, Dr. med., Aberglaube und Volksmedizin im Lande der Bibel (im Druck).

**Band 13 (Band XXIII der gesamten Abhandlungen).**

M. Heepe, Die Komorendialekte Ngazidja und Nzwani (im Druck).

**Band 14 (Band XXIV der gesamten Abhandlungen).**

M. Heepe, Jaunde-Texte (im Druck).

**Band 15 (Band XXV der gesamten Abhandlungen).**

E. Dahl, Missionar, Nyamwesi-Wörterbuch (im Druck).

## Reihe C. Geographie, Geologie, Mineralogie u. Paläontologie.

**Band 1 (Band XXI der gesamten Abhandlungen).**

F. Thorbecke, Prof. Dr., Im Hochland von Mittel-Kamerun. **I. Teil: Die Reise: Eindrücke und Beobachtungen.** Gr. 8⁰ XII und 102 S. mit 75 Abb. auf 50 Taf., 1 Farbentafel und 1 Kartenskizze. 1914.

**Band 2 (Band XXII der gesamten Abhandlungen).**

L. Distel, Dr., Studienreise in den zentralen Kaukasus. Gr. 8⁰. VIII u. 96 Seiten mit 23 Abbildungen auf 17 Tafeln, 1 Kartenskizze und 1 Tafel-Profil 1914.

## Reihe D. Zoologie und Botanik.

**Band 1 (Band VI der gesamten Abhandlungen).**

Leonhard Lindinger, Dr., Reisestudien auf Tenerife über einige Pflanzen der Kanarischen Inseln **und Bemerkungen über die etwaige Einbürgerung dieser Pflanzen in Deutsch-Südwestafrika.** Gr. 8⁰. IX und 99 Seiten mit 26 Abbildungen im Text. 1911. Preis: broschiert M. 4.50.

## Reihe E. Angewandte Naturwissenschaften, Landwirtschaft und Technologie.

**Band 1 (Band IV der gesamten Abhandlungen).**

G. Plehn, Konsul, Die Wasser-Verwendung und -Verteilung im ariden Westen von Nordamerika **unter Berücksichtigung der verschiedenen Methoden der Bewässerungswirtschaft.** Gr. 8⁰. VIII u. 85 Seiten mit 20 Abbildungen u. 1 Karte. 1911. Preis: broschiert M. 7.50.

**Band 2 (Band XIII der gesamten Abhandlungen).**

G. Plehn, Konsul, Das Trockenfarmen im Westen der Vereinigten Staaten von Nordamerika **und seine wirtschaftliche Bedeutung für die Erschließung regenarmer Gebiete.** Gr. 8⁰. 49 Seiten mit 14 Abbildungen u. 1 Karte. 1913. Preis: broschiert M. 2.50.

**Band 3 (Band XIX) der gesamten Abhandlungen).**

Th. Engelbrecht, Dr., Die Feldfrüchte Indiens in ihrer geographischen Verbreitung. Text und Atlas mit 23 Karten. 1914. Preis: M. 20.— (Im Druck).

## Reihe F. Medizin und Veterinärmedizin.

Bisher kein Band erschienen.




L. Frieder[...]amburg I.

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

# Morphologischer Atlas

herausgegeben von

**Prof. Dr. S. Passarge**

Lieferung I

**Prof. Dr. S. Passarge:**

## Morphologie des Meßtischblattes Stadtremda

[8 Karten nebst Anleitung (8 S.) in Mappe und Erläuterungen (VIII, 221 S. mit 14 Tafeln und 72 Figuren im Text)]

---

Sonderabdruck aus den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg Band XXVIII.

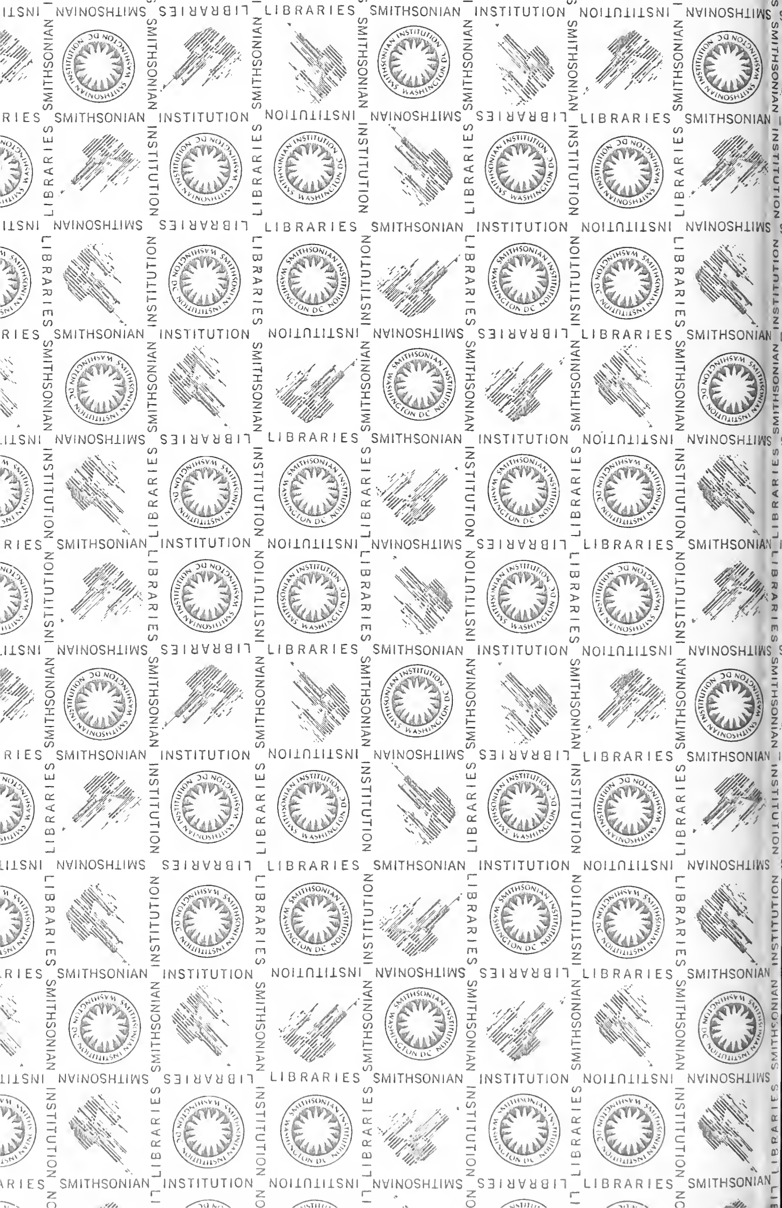
Preis M. 10.—

---

Die im Jahre 1912 in unserem Verlage als Sonderabdruck aus dem XXVI. Bande der Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg erschienene „Physiologische Morphologie" von Prof. S. Passarge ist binnen Jahresfrist ausverkauft worden. Diese Tatsache kennzeichnet die Bedeutung, die in geographischen und geologischen Fachkreisen den Passarge'schen morphologischen Ausführungen im Gegensatz zu der einseitigen physiogeographischen Forschungsarbeit des amerikanischen Gelehrten W. M. Davis beigelegt wird. Sie hat dahin geführt, daß sich 15 im Vorwort namhaft gemachte deutsche ordentliche Universitätsprofessoren für Geographie bereit erklärt haben, teils selbst teils durch ihre Schüler unter ihrer Führung kleine Gebiete von charakteristischen Oberflächen genau morphologisch kartieren und dem oben angekündigten „Morphologischen Atlas" einverleiben zu lassen. Die Lieferung I dieses Atlas stellt in 8 farbigen Kartenblättern eine Aufnahme der Umgegend von Stadtremda bezw. Rudolstadt in der neuen Passarge'schen Aufnahme-Methode dar und ist außer von den umfangreichen Erläuterungen noch von einer kurzen Anleitung zum Studium der Karten begleitet. Sie liefert den Beweis der praktischen Durchführbarkeit „physiologisch-morphologischer" Kartenaufnahmen und Geländestudien.

Hamburg, Juni 1914.

Druck von J. J. Augustin in Glückstadt und Hamburg.


SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES


AMERICAN BINDERY · EAST
1992